

# Lübecker Volksbote

Tageszeitung für das arbeitende Volk

Der Lübecker Volksbote erscheint am Nachmittage jeden Werktages. Abonnementspreis frei Haus halbmöndlich 1.- Reichsmark, durch die Post bezogen pro Monat 1.96 Reichsmark einschließlich Bestellgeld. Anzeigenpreis für die neungespaltene Millimeterzeile 10 Reichspfennig, bei Versammlungs-, Vereins-, Arbeits- u. Wohnungsanzeigen 8 Reichspfennig, Reklamen die dreigespaltene Millimeterzeile 50 Reichspfennig

Nummer 55

Mittwoch, 22. März 1933

46. Jahrgang

## Potsdam in der Presse

### Völkischer Beobachter

Die Presse aller Richtungen bringt über die Bedeutung des 21. März für die staatliche Entwicklung Betrachtungen und Würdigungen. Im „Völkischen Beobachter“ faßt der Chefredakteur des Blattes Alfred Rosenberg die Einstellung der nationalsozialistischen Bewegung zum Potsdamer Staatsakt stichwortartig zusammen:

„Am 21. März wird die Revolte von 1918 staatsrechtlich überwunden. — Am 21. März beginnt die Sterbestunde des Marxismus. — Am 21. März stirbt die Staatsanschauung der letzten 150 Jahre, am 21. März vergeht aber auch endlich das Mittelalter. — Die deutsche Revolution marschiert anders als die französische und russische. Sie ist tiefer und größer, sie ist umfassender und gewaltiger. Sie predigt Gedanken, die allein auch die anderen noch wertvollen Nationen des Abendlandes anerkennen müssen, wenn sie nicht im Sumpf des Liberalismus und Bolschewismus vergehen wollen.“

### Deutsche Zeitung

Die „Kreuzzeitung“ nennt die Wahl vom 5. März die „Bestätigung einer vollzogenen Revolution und somit ist dieser Reichstag gewissermaßen eine neue Nationalversammlung“. Die „Deutsche Zeitung“ bekennet sich feierlich zum monarchischen Gedanken:

„Wir bekennen heute aufs neue, daß der Führergedanke für Deutschland seinen letzten Ausdruck in der Wiederherstellung der Monarchie, im Erb-Kaisertum, finden muß, weil nur die Monarchie die Staatsführung unabhängig von der jeweiligen Zustimmung der Geführten machen kann. Diese Monarchie soll nicht Rückkehr zum Zustand vor dem Zusammenbruch sein, sie soll Neues schaffen, den deutschen, den völkischen Staat, den wir bisher noch nicht gehabt haben. Ihm gilt unsere weitere Arbeit, erst wenn sie gelungen ist, wird der Weg von Weimar nach Potsdam seine Erfüllung haben.“

### Lokal-Anzeiger

Der Berliner „Lokal-Anzeiger“ weist mahnend auf die Riesensarbeit hin, die jetzt nach der Umkehr angepackt und bewältigt werden muß. Den gleichen Gedanken baut in den

### Der Reichstag

Berlin, 21. März

Die erste Arbeitssitzung des Reichstags, zu der die sozialdemokratische Fraktion, bis auf die in Schutzhaft befindlichen Mitglieder, vollzählig erschienen war, wurde um 17.15 Uhr eröffnet. Reichstagspräsident Goering erschien ebenso wie die 288 Köpfe zählende nationalsozialistische Fraktion in SA-Uniform. Goering wurde durch Zuruf wieder zum Reichstagspräsidenten gewählt. 1. Stellvertreter wurde der Zentrumsabgeordnete Esser, 2. Stellvertreter der deutschnationale Abgeordnete Graef-Flügel und 3. Stellvertreter der nationalsozialistische Abgeordnete Körner. Der sozialdemokratische Antrag auf Haftentlassung der in Schutzhaft genommenen sozialdemokratischen Abgeordneten wurde auf Antrag der Nationalsozialisten dem Geschäftsordnungsausschuß überwiesen. Der Sitzung wohnte in der Ehrenloge u. a. auch der Kronprinz bei.

In seiner Eröffnungsrede feierte Herr Goering insbesondere den Geist von Potsdam. Nächste Sitzung Donnerstag 14 Uhr. Schluß 17.45 Uhr.

### Unter Schneesturm und Lawine

St.-Bernhard-Wönche als Retter

Genf, 21. März

Drei Studierende aus Freiburg machten eine Tour auf die Bernina, in deren Gebiet zurzeit starke Schneestürme herrschen. Zweimal

mussten die zur Rettung angehenden Führerkolonnen ununterrichteter Dinge zurückkehren,

wobei einmal die Führer selbst von einer Lawine überrascht wurden, sich jedoch retten konnten. Beim Bernina-Hospiz wird zurzeit ein Film fertiggestellt, wobei der Flieger Ubet mitwirkt. Dieser ist zweimal, zuletzt gestern abend, aufgestiegen, um nach dem Verbleib der Vermissten zu forschen, mußte jedoch wegen des Schneesturms und unsichtigen Wetters seine Bemühungen aufgeben. Die Vermissten wurden zuletzt am Bernina-Grat gesehen.

Eine Gruppe von Skifahrern, die von Ostia nach dem großen St. Bernhard aufgebrochen waren, wurden unterwegs von einem

Schneesturm überrascht und verirrtet sich.

Die Wönche vom Hospiz des großen St. Bernhard begaben sich mit ihren Hunden auf die Suche, und es gelang ihnen, die in größter Gefahr schwebenden Skifahrer aufzufinden und nach dem Hospiz zu bringen.

Mitteilungen der Deutschnationalen Volkspartei Hans Brostius aus:

„Morgen schon wieder beginnt der Alltag“, schreibt er, „denn noch immer warten sechs Millionen auf Arbeit, noch immer bangt der Bauer und Handwerker um seine Existenz. Und über den Hunger von Millionen täuscht keine Festesfreude hinweg.“

Dieser wirtschaftliche Wiederaufbau, der Millionen Menschen wieder eine gesicherte Existenz und der Jugend wieder eine Zukunft geben sollte, das sei Hugenberg's Wert.

### Das Ausland

würdigt, wie WTB aus London meldet, die geschichtliche Bedeutung des Ereignisses. In eindrucksvollen Ueberschriften wird besonders der feierlichen Zurückweisung der Kriegsschuld durch den Reichstagskanzler Beachtung gewidmet. Ferner wird darin vielfach dem „wiedererstandenen Geist von Potsdam“, über das „neue Deutschland Hitlers“ Erwähnung getan. Vielfach wird der Gedanke ausgesprochen, daß der Reichstag gestern sein eigenes Begräbnis begangen zu haben scheint und daß es mit der Demokratie einstweilen in Deutschland zu Ende sei.

Morning Post erklärt, es wisse nicht, welche Pläne die deutsche Regierung für die Zukunft besonders auf wirtschaftlichem Gebiete habe; bisher seien nur einige Umrisse losgerast worden. Es wäre aber voreilig, anzunehmen, daß der Reichstagskanzler sich slavisch an das italienische Vorbild oder an das des kaiserlichen Deutschland halten werde. Times sagt, es handele sich zwar um Dinge, die Deutschland allein angingen, ein Uebergreifen auf das Gebiet der Außenpolitik würde jedoch die sofortige unvermeidliche und beklagenswerte Wirkung haben, Deutschland zu isolieren und die fremden Regierungen zu einer gemeinsam gegen Deutschland gerichteten Politik zusammenzuschweißen.

### Frankreich

Ueber die Feier in Potsdam veröffentlicht die Blätter eingehende Berichte. Die Tendenz, die in ihnen zum Ausdruck kommt, gibt am besten die Darstellung des Petit Parisien wieder, dessen Sonderberichterstatter schreibt: es handelte sich nicht nur um ein nationalsozialistisches Fest, das in Potsdam gefeiert wurde, sondern um einen nationalen Akt, der dazu berufen war, eine neue Aera in den Geschicken Deutschlands zu eröffnen. Der Tag von Potsdam habe ein dreifaches gebracht: geräuschlose Beerdigung der Weimarer Republik, Taufe des neuen Deutschlands, Weihe Adolf Hitlers. Die Franzosen hätten dreifachen Anlaß, darüber nachzudenken.

## Der Pakt von Rom

Ein Entwurf Mussolinis — Macdonalds Enttäuschungen

Ein Sonderkorrespondent des „Daily Telegraph“ gibt aus Paris eine zusammenfassende Darstellung des Mussolinischen Paktentwurfs. Demnach besteht der Vertragsentwurf aus fünf Artikeln:

1. Die Konvention soll auf die Dauer von zehn Jahren abgeschlossen werden. Falls sie dann nicht von beiden Seiten der Vertragsmächte gekündigt wird, erstreckt sich ihre Laufzeit auf weitere zehn Jahre.

2. Im Geiste des Kellogg-Paktes verpflichten sich die vier großen Mächte England, Frankreich, Deutschland und Italien, in Europa zur Aufrechterhaltung des Friedens zusammenzuarbeiten.

3. Der Vertrag trägt Vorkehrungen dafür, daß sich ihm noch andere Mächte anschließen können.

4. Die besonderen Bindungen, die die vier Mächte eingehen, sind zweifacher Natur.

a) Sie erklären, daß gemäß der Völkerbundakte die Revision der Friedensverträge angestrebt werden soll;

b) Frankreich, England und Italien erklären, daß im vergangenen Dezember Deutschlands Gleichberechtigung im Prinzip anerkannt worden und die Zeit jetzt gekommen sei, das Prinzip in die Praxis zu überführen; Oesterreich, Bulgarien und Ungarn sollen entsprechende Behandlung erfahren.

5. Die vier Mächte werden versuchen, in der außereuropäischen Politik und in Kolonialfragen eine gemeinsame Linie zu verfolgen.

Macdonald hatte in Paris Besprechungen mit der französischen Regierung. Die Aussprache hat zu keinem endgültigen Ergebnis geführt. Die französischen Minister haben Einwendungen gegen den Paktvorschlag gemacht.

## Wie registrieren

Auf Weisung des Polizeikommissars für Württemberg sind wieder eine Anzahl marxistischer Funktionäre, insbesondere auch aus Intellektuellenkreisen, in Schutzhaft genommen worden. Die im Laufe der letzten Woche in Württemberg in Schutzhaft genommenen Kommunisten wurden in das Konzentrationslager auf dem Heuberg transportiert.

Der Hamburger Polizeiherr hat verfügt, daß den Beamten der Polizeibehörde die Zugehörigkeit zu den marxistischen Parteien (KPD und SPD) und ihren Nebenorganisationen (z. B. Reichsbanner, Eisenerne Front) verboten ist.

Der Reichsarbeitsminister hat die ersten Reichskommissare für die Krankenkassen bzw. Krankenkassenverbände in Berlin, Breslau, Dortmund und Frankfurt a. M. ernannt.

## Schluß mit dem kommunistischen Geschwätz!

Immer wieder wird von einer gewissen Presse der unmögliche Versuch gemacht, die Sozialdemokratie und die freien Gewerkschaften zusammen mit dem Kommunismus in einen Topf zu werfen. Der Zweck dieses Versuchs ist durchsichtig genug, man braucht darüber kein Wort zu verlieren. Dagegen muß über das neu anhebende Geschwätz Moskous und seiner Selber über eine Einheitsfront einmal ein deutsches Wort gesprochen werden.

Nach Meldungen aus Amsterdam hat die dortige kommunistische Presse eine Verlautbarung Moskous veröffentlicht, zur „Bildung einer einheitlichen Kampffront des gesamten Proletariats“. Danach sollten Kommunisten und Sozialdemokraten sofort aktive Abwehr gegen die Angriffe des Faschismus organisieren; sofort sollten Straßendemonstrationen und politische Massenstreiks einsetzen.

Die Totengräber der Aufbauarbeit der deutschen Arbeiterklasse sollten dem deutschen Arbeiter mit ihren Ratschlägen vom Halbe bleiben. Ihr Getöse, als ob sie jetzt bereit seien, irgendwie mitzuhelfen, den Karren wieder aus dem Dreck zu ziehen, kann bei dem freigeordneten deutschen Arbeiter nur helle Empörung auslösen. Die Moskauer Zerstücklungsarbeit an der deutschen Arbeiterklasse wird bei dem deutschen freigeordneten Arbeiter ewig verflucht sein. Die Herrschaften — wir sprechen, wohlgemerkt, von der kommunistischen Oberführung und nicht von den verführten Unterführern und noch weniger von den Arbeitskollegen des freigeordneten Arbeiters im Betrieb — die Herrschaften, die die ganze, opferreiche, mühselige Aufbau- und Rettungsarbeit der Gewerkschaften all die Jahre hindurch so lange in den Dreck gezogen haben, bis in Deutschland beinahe das Spiel der Arbeiter verspielt war, können sich ihre aufen-Ratschläge sparen.

Der deutsche Arbeiter, der organisierte Arbeiter verzagt nicht, wenn auch die Zeiten zum Verzweifeln sind. Noch ist nicht alles verloren. Der deutsche Arbeiter wird wieder hochkommen, trotz alledem, und zwar ohne Moskous, und er wird um so schneller wieder hochkommen, je schneller die deutschen Arbeiter reflexlos erkennen, daß die Moskous-Pluktion ein Irrlicht ist.

Die deutschen Arbeiter haben unter der Führung der Sozialdemokratie und der deutschen Gewerkschaften für den Aufstieg der Arbeiter der ganzen Welt Vorbildliches geleistet, und zwar aus eigener Kraft heraus; sie hatten dabei nicht nötig, irgendwelche fremden Vorbilder nachzuahmen. Und sie haben das auch künftig nicht nötig. Weder der Bolschewismus noch der Faschismus ist ein deutsches Gewächs. Deutsch aber ist die große Gleichheitsidee eines Fichte, ohne die die Sozialpolitik der Arbeiter nicht zu verstehen ist. Nur Leute, die in der deutschen Kultur und Geschichte nicht zu Hause sind, können das Ideal des Mensch- und Brudersens, wie es der deutschen Arbeiterbewegung voranleuchtet, als Materialismus oder fremdes Kulturgut abtun wollen. Die Idee der Gleichheit alles dessen, was Menschenanlaß trägt, die in der deutschen Arbeiterbewegung, vor allem in der Gewerkschaftsbewegung, niemals als Ide und bloße mechanische Gleichmacherei aufgefaßt wurde, ist von einem Fichte zusammen mit den andern großen Bahnbrechern der nationalen Wiedergeburt vor 100 Jahren verfochten worden.

Wir wollen hier keine sozialphilosophische Unterfuchung anstellen. Aber gegenüber der heute üblichen Verfeinerung der freien Arbeiterbewegung, muß doch endlich einmal darauf aufmerksam gemacht werden, daß alles, was an Geist und moralischer Kraft in der deutschen Arbeiterbewegung lebendig ist, aus deutsches

Quellen stammt. Wer die deutsche Arbeiterbewegung verkennt, der kennt nicht die deutsche Geschichte, und mag er sich noch so sehr als deutscher Mann gebärden.

Gegen die „Idee des Kommunismus“ will die Reichsregierung einen großen Feldzug durchführen, einen Feldzug zur „Belehrung“ der freigeorganierten Arbeiter. Wir leben diesem Kampf der Geister, in dem nicht mit dem Nützlichem der Barbaren gekämpft werden soll, mit aller Ruhe entgegen, mit der Ruhe eines guten Gewissens; denn in diesem Kampf der Geister wird sich recht bald herausstellen, daß es nicht auf das Wort „Kommunismus“ oder „Sozialismus“ ankommt — es gibt auch „Nationalsozialismus“ — sondern darauf, was darunter zu verstehen ist. „Kommunismus“ bedeutet im offiziellen Sprachgebrauch seit dem Ende des Krieges Volkswirtschaft, und Volkswirtschaft hat die deutsche freigeorganierte Arbeiterbewegung stets abgelehnt.

Wir lassen uns im Sturm dieser Tage nicht verückt machen, und wir lassen uns auch nicht unsere Zuversicht rauben. Wir bleiben dabei: der Sozialismus der freien Arbeiterbewegung ist eine deutsche Sache. Wir sind wirklich gespannt auf den Nachweis, daß alles das, woran wir geglaubt haben, wofür wir gekämpft, gelitten und gestritten haben, nun auf einmal nur ein Dreck sein soll.

„Die Entscheidung“ — so schreibt nicht ohne ein Gefühl der Unsicherheit das Kampforgan der Eisenindustrie, die „Deutsche Bergwerkszeitung“ — „fällt nicht auf der Straße, sondern vielmehr im Kopf der Geister.“ Sehr richtig, und eben deswegen sehen wir unverzagt den kommenden Dingen entgegen.

### Betriebsratswahlen

## Sieg der freien Gewerkschaften

Beweisen Zahlen?

In rund 290 deutschen Betrieben sind in den letzten Tagen 1790 Arbeiteratsmitglieder gewählt worden. Von den Gewählten sind fast 82 Prozent auf die Liste der freien Gewerkschaften. Das Ergebnis zeigt die enge Verbundenheit der deutschen Arbeiterschaft mit ihren Gewerkschaftsverbänden, insbesondere mit den freien Gewerkschaften. Die freien Gewerkschaften vereinigen genau 81,5 Prozent der bisher gewählten Betriebsratsmitglieder auf sich. Dieser Prozentsatz dürfte ungefähr dem Anteil der freien Gewerkschaften an den abgegebenen Stimmen entsprechen. Auf die christlichen Gewerkschaften fielen 3,9 Prozent der gewählten Betriebsratsmitglieder. Die NSD. hat es auf 9,2 Prozent gebracht, während die Nationalsozialisten 4,9 Prozent erzielten. Als unorganisiert bezeichnen sich 0,5 Prozent der gewählten Betriebsratsmitglieder.

In der Metallindustrie haben bisher 102 Betriebe 591 Betriebsratsmitglieder gewählt. Bei den Fabrikarbeitern sind es 65 Betriebe, die die Wahlen von 477 Betriebsratsmitgliedern vollzogen. Dann folgen die Nahrungsmittelarbeiter mit 32 Betrieben und 150 Betriebsratsmitgliedern, der Gesamtverband mit 31 bzw. 202, die Buchdrucker mit 19 bzw. 121, die Textilarbeiter mit 12 bzw. 86, die Schuhmacher mit 8 bzw. 55, die Tabakarbeiter mit 8 bzw. 50, die Holzarbeiter mit 6 bzw. 29, die Buchbinder mit 2 bzw. 9, die Hotelangestellten mit 2 bzw. 10 und die Lederarbeiter mit 2 bzw. 8. Die Mandate verteilen sich in den einzelnen Berufen wie folgt:

	Freie Gew.	Christ.	NSD.	Nazis
Buchbinder	9	—	—	—
Buchdrucker	111	10	—	—
Fabrikarbeiter	371	8	65	33
Gesamtverband	174	2	18	8
Holzarbeiter	29	—	—	—
Hotelangestellte	7	1	—	—
Lederarbeiter	8	—	—	—
Metallarbeiter	470	30	52	37
Nahrungsmittelarbeiter	137	—	10	3
Schuhmacher	47	3	5	—
Tabakarbeiter	35	—	10	—
Textilarbeiter	60	15	4	7

Die neun unorganisierten Betriebsratsmitglieder verteilen sich mit 2 auf die Hotelangestellten, mit ebenfalls 2 auf die Metallarbeiter und mit 5 auf die Tabakarbeiter. Von Bedeutung ist die Niederlage der Unorganisierten und der sonstigen Vereinigungen, hinter denen die sogenannten wirtschaftsfriedlichen

# Die Ermächtigung

## Die Generalvollmacht für die Regierung / Verantwortung von unübersehbarer Tragweite

Das von der Reichsregierung geforderte Ermächtigungsgesetz ist am Dienstag von der nationalsozialistischen Fraktion im Reichstag eingebracht worden. Das Zentrum wird dem Gesetz zustimmen.

Der Reichsregierung werden durch das Gesetz außer gewöhnliche Vollmachten erteilt, die schließlich jede Maßnahme, welcher Art sie auch ist, rechtlich stützen. Im Paragraph 2 des Gesetzes heißt es ausdrücklich, daß die von der Reichsregierung beschlossenen Reichsgesetze von der Reichsverfassung abzuweichen können, soweit sie nicht die Einrichtung des Reichstages und des Reichsrats als solche zum Gegenstand haben.

Die von der Reichsregierung beschlossenen Reichsgesetze werden vom Reichskanzler ausfertigt und im Reichsgesetzblatt veröffentlicht. Regierungsgesetze brauchen demnach nicht mehr vom Reichspräsidenten ausfertigt und veröffentlicht zu werden. Der Reichskanzler tritt überall als Ausfertiger auf. Ein Mitwirkungs- oder Einspruchsrecht des Reichsrats sowie Volksbegehren und Volksentscheid sind nach dem Entwurf zum Ermächtigungsgesetz hinsichtlich der Regierungsgesetze ausgeschlossen.

Die Vossische Zeitung schreibt zu dem Ermächtigungsgesetz:

„In jedem Falle bleibt der Gesetzgebung, die die Reichsregierung allein und ohne jede parlamentarische Kontrolle ausüben kann, ein geradezu unübersehbares Feld, auf dem ihrem Willen keine rechtliche Schranke gezogen sein würde. Der Satz, daß die von ihr beschlossenen Gesetze von der Reichsverfassung abweichen können, bedeutet die Befreiung jeder rechtsstaatlichen Garantie.“

Ein neues Gesetz, also auch ein lediglich von der Reichsregierung beschlossenes, ändert nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen ohnehin jedes einfache Gesetz ab. Wenn ihm auch die Kraft beige-

Verbände stecken. Man kann nur sagen, daß die Erfolge dieser Gruppen in dem bisherigen Verlauf der Betriebsratswahlen im umgekehrten Verhältnis zu den maßlosen Forderungen stehen, die sie in den letzten Tagen aufgestellt haben.

## Neue Notverordnung

### über Finanzen, Wirtschaft und Rechtspflege

Der Reichspräsident hat auf Vorschlag der Reichsregierung eine Notverordnung über Maßnahmen auf dem Gebiet der Finanzen, der Wirtschaft und der Rechtspflege erlassen. Danach werden im Besoldungsgesetz die bis zum 31. Januar 1934 befristeten Gehaltsstärkungen bis zum 31. März 1934 verlängert werden.

Auf dem Gebiet der Steuerverwaltung werden die Einkommensteuerbelastungen, die in den letzten Jahren eingeführt worden sind (Einkommensteuer usw.) für die Steuerveranlagung für das abgelaufene Jahr 1932 in den allgemeinen Tarif hineingearbeitet.

Selbständig bleiben nur die Abgabe zur Arbeitslosenhilfe und die Zuschläge für Aufsichtsratsmitglieder bestehen. Die am 31. März ablaufende Sperre für die Erhöhung der Realsteuern wird, da eine Erhöhung unerträglich für die Wirtschaft wäre, bis zum 31. März 1934 verlängert. Dafür wird den Ländern die Möglichkeit gegeben, auf dem Gebiet der Fiktional- und Warenhaussteuern Erhöhungen vorzunehmen. Die Notverordnung schreibt ferner eine Erhöhung der Grundsteuer in der bisherigen Höhe bis zum Ende des Rechnungsjahres 1938 vor. Im Gewerbesteuer-Nahmengesetz soll unter anderem die Freigrenze bei freien Berufen auf 4500 Mark erhöht werden können.

Die Kapitel 9 und 19 betreffen Maßnahmen über die Verwaltung der Mittel aus der Arbeitslosenversicherung.

legt wird, die in der Reichsverfassung verbrieften Rechte zu befreieren, so verschwindet alles das, was man Rechtsstaat nennt. Es bliebe nicht nur bei der Suspension der sieben im Artikel 48 aufgeführten Grundrechte, die bereits die Verordnung vom 28. Februar außer Kraft gesetzt hat. Darüber hinaus wäre eine solche neue Gesetzgebung weder an den Satz gebunden, daß alle Deutschen vor dem Gesetz gleich sind (Art. 109), noch daß die Richter unabhängig und dem Gesetz unterworfen sind (Art. 102), daß sie unabsetzbar und unversetzbar sind (Art. 104), daß keine Strafe verhängt werden kann, die nicht vor der Tat gesetzlich bestimmt war (Art. 116), daß alle Bewohner des Reichs volle Glaubens- und Gewissensfreiheit genießen, daß die Kunst, die Wissenschaft und ihre Lehre frei sind (Art. 142).

Alles das sind nicht etwa Neuerungen der Weimarer Verfassung. Sie sind Gemeingut aller modernen Verfassungen.

seit am 4. Juli 1776 die Vereinigten Staaten von Amerika ihre Unabhängigkeitserklärung verkündet haben. Sie sind geistiges Lebenselement namentlich des deutschen Volkes gewesen, seit Schiller sie mit dem ganzen Pathos eines glühenden Herzens gefördert hat. Sie haben im wesentlichen auch in der Preussischen Verfassung von 1850 genau so ihren Ausdruck gefunden. Sie sind die rechtlichen Grundlagen, auf denen sich Wirtschaft und Kultur der europäischen Welt seit anderthalb Jahrhunderten entwickelt haben. Unmittelbar betroffen von dieser Suspension würde namentlich auch das deutsche Berufsbeamtentum sein. Die Bedeutung des Entwurfs nicht nur für das gesamte Staatsleben, sondern auch für Leben und Gedeihen jedes einzelnen Bürgers kann daher gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Um so größer ist die Verantwortung des Reichstages, wenn er über diesen Entwurf beschließt.

Für die weitere Öffentlichkeit besonders interessant ist die im Kapitel 10 verfügte Änderung des Münzgesetzes. Dadurch soll die Möglichkeit gegeben werden, Ein-Mark-Stücke aus Nickel zu prägen und 5-Mark-Stücke in kleinerer Form neu herauszubringen. Die neuen 5-Mark-Stücke sollen den gleichen Silbergehalt haben wie bisher.

Die 2-Mark-Stücke sollen ebenfalls in einer anderen Form neu geprägt werden. Die 3-Mark-Stücke werden eingezogen und außer Kurs gesetzt.

Aus den folgenden Kapiteln ist noch erwähnenswert, daß in Fällen von Ehrengerichtsverfahren gegen Rechtsanwälte das Ehrengericht Vertretungsverbote verhängen kann.

## Erklärung der SPD.

Der Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands erläßt folgende Erklärung:

„Eine Meldung des Wiener nationalsozialistischen „Nachfunf“, die auch in reichsdeutsche Blätter übergegangen ist, behauptet, daß erhebliche sozialdemokratische Parteigelder nach Prag gebracht worden seien. Man spreche von Millionensummen, die den deutschen und den tschechischen Sozialdemokraten in der Tschechoslowakei übergeben worden seien unter der Bedingung, daß sie die schärfste Propaganda gegen die Hitler-Regierung einleiteten. Aus diesen Summen werde die Prager „Antifaschistische Propagandakasse“ finanziert, die das gesamte sudetendeutsche Gebiet mit ihren Druckwerken überflutete.“

Auch diese Geschichte, die mit zahlreichen Details ausgeschmückt wird, ist von A bis Z erfunden. Es ist nicht ein einziges Wort an ihr wahr.“

# Burg Plümeran

## Eine mecklenburgische Ritter- und Dorfgeschichte

Fortsetzung

Bei der Herauspreiung des Barons hatte Rosamunde ihre etwas schlafigen Augen ein wenig weiter geöffnet und ein leichtes Lächeln umspielte ihre Mundwinkel. Jetzt sagte sie langsam: „Sie mögen recht haben, Tante, aber es läßt sich doch nicht abläugnen, daß der Baron gar oft ein wenig hart nach Tabak und nach Schnaps riecht.“

„Herr des Lebens!“ rief Fräulein Agathe, „was müssen meine Ohren vernehmen. Wie magst Du es vor Dir und gegen den lieben Gott und den Baron verantworten, solche Worte auszusprechen!“

„Welche Worte?“

„Und Du fragst noch? Sagt's eine innere Stimme Dir nicht? Das garstige Wort, welches ein Getränk des Böfels bedeutet, und wonach, Deiner Beschuldigung zufolge, Herr von Mierendorf duften soll. — Ich behaupte jedoch, daß solche unreine Dinge nie über seine Lippen kommen.“

„Tante! Tante!“ sagte Rosamunde.

„Du bist ein naseweises Ding!“ rief das sich zornig erhebende Klosterfräulein und schritt zur Tür hinaus.

„Es scheint, Cousinen, daß Sie die Tante erzürnt haben“, sagte Eugen lachend.

„Sie ist ganz erschrecklich in den alten Baron verliebt“, flüsterte diese gähnend.

### Drittes Kapitel

Eugen von Plümeran hatte zeitig seine Eltern verloren. Der Vater, welcher Offizier in württembergischen Diensten gewesen war, hatte in einer der bewegten Laufbahnen ein wenig mildere Gefinnungen angenommen, als der Bruder in Mecklenburg. Die Wände, welche über den Rhein herwehten, hatten die mittelalterlichen Nebel, mit denen sein Kopf von Hans aus erfüllt war, zum Teil verjagt. Als er seinen Tod herankommen sah, ordnete er an, daß der Knabe in einem Pensionat des Waadtlandes erzogen werden, und erst nachdem er das zwanzigste Jahr erreicht, zu den einzigen Verwandten, denen in Mecklenburg, sich begeben sollte. Auf keinem Sterbelager hatte der Vater auch

den Wunsch geäußert, daß Eugen die einzige, junge, weibliche Sprosse der Plümerans, Fräulein Rosamunde, dereinst heiraten möge. „Es ist so Herkommen in der Familie“, sagte der Sterbende, „seit der Stammesbaum existiert, haben die Plümerans sich fast immer nur untereinander verheiratet. Nur mit zwei Familien auf der weiten Erde sind wir im vierzigsten oder fünfzigsten Grade verwandt. Deine jelige Mutter war eine Plümeran-Spez; Deine beiden Großmütter waren Plümeran-Peccatol, und die Urgroß- und Vätermütter waren sämtlich von unserer Familie. Er ward in der unglücklichen Fehde mit den Hanßen, als diese unsere Burg eroberten, nebst Weib und sämtlichen Hausgenossen erschlagen. Bargewiß Plümeran, der während des dreißigjährigen Krieges lebte, hatte eine Gräfin Berleburg zur Ehe. Er ward nach Erstürmung der Feste, die er gegen die Kaiserlichen verteidigte, von Kroaten erschossen, und seine Leiche den Hunden vorgeworfen. Eugen! nur in einer Heirat mit einer Plümeran blüht einem Plümeran Glück. Verheirathe das mein Kind. Dein Onkel Hans, Tante Agathe, Rosamunde, hört Du! Rosamunde! Ach Eugen! das Sterben tut weh, wenn man einen so jungen Sohn hat.“ — Und Herr Oberst von Plümeran drehte sich auf die Seite und war tot.

Nachdem Eugen seinem Vater das Grabgeleit gegeben, brachte man ihn nach Lausanne in das Institut des Herrn Meillard. Dort in der herrlichen Natur, an den Ufern des schönsten Sees, dort im Angesicht der Alpen, und mitten unter einem freien und frisch sich entwickelnden Volk verträumte Eugen die ersten glücklichen Stunden. Jene engen Hülsen, worin die Erziehung seiner frühen Jugend, das väterliche Haus und die Familien-Traditionen ihn gebannt hatten, sprengten sich, und es stand nur zur Frage, ob aus dem Jüngling ein wilder, schäumender, der eigenen Vernichtung entgegenstürzender Gießbach, oder ein tiefer und breiter Strom, der die Ufer erquilt und seinen Anwohnern Reichtümer aller Art zuführt, werden würde.

Wenn einer jener Tage kam, die nur die Jugend vollkommen zu genießen und zu würdigen weiß, jener Tage, an denen die Erde eine liebende und geliebte Jungfrau zu sein scheint; wo der See keine Wellen, das Land keine Bewegung, der Himmel keine Wolken kennt, wo die Sonne nur leuchtet und wärmt, und nicht lästig strahlt, wo die Luft ein Reizen und Hyazinthenbeet ist, wo der Schlag der Nachtigall und das Jauchzen froher Menschen allein die Stille durchhallt; dann hatte Eugens Brust sich höher gehoben, eine Sehnsucht, ihm unerklärlich, hatte ihn ergriffen, und ohne

zu wissen, wie? fand er sich im leichten Kahn und schiffte hinaus auf den See.

Da lag das Waadtland wie ein Garten Gottes. Zwischen dem jungen Grün der Weinhügel die weißen Häuser, und in den Talbuchten die mit stattlichen Türmen geschmückten, von uralten Kastanien und Linden umgürteten Städte. Die Ackerfelder von kräftiger Saat überwogt, und im Hintergrunde die grünen und sonnigen Matten, und weiter hinauf die blau und rötlich gefärbten Schneegipfel des Jura und der Berner Alpen. Warf er dann die Blicke gen Süden ins Savoyerland, sah er die unwirtbaren Klippen von Meillerie und St. Gingolph, sah er jene öden Flächen, welche der Mensch aus Furcht vor den Steuerbeamten nicht zu bebauen wagt, sah er die ärmlichen Hütten der Dörfer des Chablais, sah er die zerfallenen Häuser und Mauern des Städtchens Evian; dann faßte ihn Mitleid mit den Einwohnern, und der Frühlingstag hatte ihm keine Harmonie mehr. Einst hatte er einen alten Fischer um die Ursache dieser Verschiedenheit des Waadt- und Savoyerlandes befragt, und der Schweizer hatte ihm stolz erwidert: „wir sind frei und jene Untertanen; jene haben Rechte und Bischöfe, und wir nur Prediger und Küster; wir sind Republikaner, und jene haben einen König.“ — So ein König, Eugen, ist mehr Fische als dieser See birgt, und seinen Durst stillt nicht all der Wein, welcher zwischen Bovey und Genf wächst.“

„Und warum haben sie einen König?“ darauf wußte der Alte nicht zu antworten.

Aber seine Worte wollten Eugen nicht wieder aus dem Kopf. Er sann und grübelte. Er sah das österreichische Italien und Parma und Modena und sah, wie ein von der Natur begnadetes Volk durch Menschenschuld ein jämmerliches Dasein wutverbißen dahinwühlte. Er sah das Berner- und Züricher- und Genferland; er wohnte dem Geselligen Freischützen bei; er sah das Bürgerheer, wie es mutig und gottvertrauend zum Kampf gegen Jesuiten und fremde Despoten sich rüstete. Und darin fielen ihm Plutarch und Rousseaus Schriften in die Hände, und sie wurden seine Lieblingsbücher.

### Viertes Kapitel

Am folgenden Morgen kramte Herr Hans von Plümeran an seinem Schreibtische unter allerlei Papieren und Schriftstücken. Es war zu bemerken, daß der gestrenge Herr einzelne derselben, namentlich solche, die sehr alt und

## Kolonien auf Abzahlung?

### Zwecksparkassen suchen neue Opfer

Ueber den Bauparkassen hängt seit etwa einem halben Jahre das Damoklesschwert des „Reichsaufsichtsamtes“. Sämtliche Bauparkassen, deren Satzung oder Geschäftsgebaren nicht genau den Anordnungen entspricht, werden unverzüglich liquidiert. Das Reichsgesetz hat nicht genügend durchgegriffen. Außer den Bauparkassen gibt es in Deutschland noch viele Hunderte von Zweckparkassen, die andere Ziele als das Bauen verfolgen. Da wird für Möbel, für Autos, für Kredite irgendwelcher Art gespart. Als neueste Attraktion gibt es nun auch bereits Kolonial-Siedlungsparkassen.

Gewiß, das Siedeln ist eine Notwendigkeit, gleich, ob es im Lande oder in Uebersee geschieht.

Aber wie die wilden Bauparkassen eine Gefahr für die Siedlung in Deutschland waren, so sind die Kolonial-Siedlungsparkassen eine Gefahr für den Kolonialgedanken. Soweit offizielle Stellen des Reiches oder der Verein für das Deutschtum im Ausland von derartigen Unternehmungen Kenntnis bekommen haben, warnen sie und erklären, daß man derartige Versuche der Kolonisation bekämpfen muß. Alle diese Zweckparkassen legen es im Grunde nur darauf an, den Sparern das Geld aus der Tasche zu holen.

Schon gibt es acht bis zehn Kolonial-Siedlungsparkassen, alle mit dem gleichen Prinzip. Jemandem in Uebersee sollen große Ländereien erworben, und dann mit deutschen Siedlungsparkassen bevölkert werden. Geld ist nicht vorhanden. Das müssen die Siedler erst selbst beibringen. Ferner sind zur Durchführung des Planes erhebliche Kredite von Seiten des Reiches bedingend. Aber was kümmert die geschäftstüchtigen Gründer dieser kleine Schönheitsfehler, daß das Reich sich zu den Plänen überhaupt noch nicht geäußert hat. Hauptsache bleibt ihnen, wenn die Siedler erst einmal ihre Spareinlagen machen. Es gibt auch genug, die kommen.

Die schön geschriebenen und mit reizenden Bildern versehenen Prospekte wehen den Leuten ins Haus. Sie sehen nur die Möglichkeit, eine eigene Scholle zu erhalten, hinauszukommen in eine neue Existenz. Sie sehen nicht die Lücken und Schwächen des angepriesenen Lebens. Da ist ja alles so wunderbar leicht. Vergessen ist der alte Wahrspruch deutscher Siedler:

Dem Ersten bringt's den Tod,  
Der Zweite lebt in bitterer Not,  
Der Dritte find't ein Stückchen Brot.

Drei Generationen von Ansiedlern darben, bis endlich ein auskömmliches Leben auf dem Neuland möglich ist.

Mitglieder von Zweckparkassen haben es leichter. Ihnen fliegen die gebratenen Tauben in den Mund. Sie können trotz Abfahrts- und Ueberproduktion auch Kredite von 25 000 Mark in sieben Jahren amortisieren. Voraussetzung bleibt natürlich, daß das Deutsche Reich die Kredite überhaupt gibt. Das steht aber in den Prospekten nur so nebenbei. Es sieht so aus, als sei das nur eine Frage von Tagen, in manchen Schreiben hat es sogar den Anschein einer vollendeten Tatsache.

Noch anderes Falsches wird vorausgesetzt: Südamerikanische Staaten hatten in den Nachkriegsjahren Ansiedler gewaltig unterstützt. Sogar in den Verfassungen einiger Länder war die kostenlose Unterbringung, die billige Landzuteilung gewährleistet. Diese sind fast sämtlich aufgehoben, existieren nur noch vereinzelt. Aber der Prospekt der Siedlungsparkasse nimmt sie als gegebene Tatsache, gründet zur Ausführung der Pläne Wesentliches auf falsche Voraussetzungen.

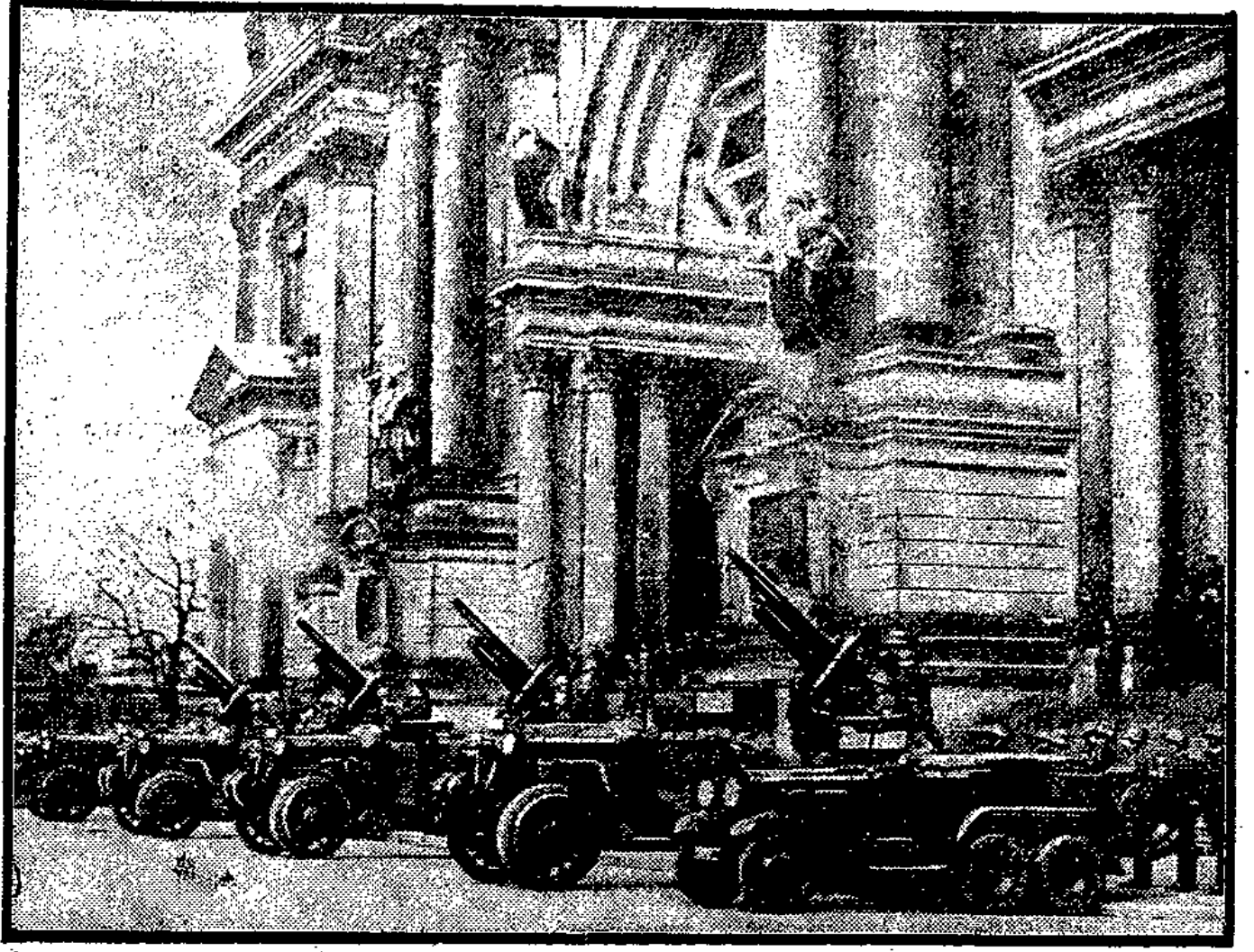
Eines allerdings haben die tüchtigen Gründer dieser Gesellschaften nicht vergessen: daß Tausende deutscher Ansiedler in Uebersee bitterste Not leiden. Das hat sich doch zu sehr herumgesprochen, als daß man es übergeben könnte. Aber da gibt es einen einfachen Ausweg. Die neue Siedlung muß eben kollektiv arbeiten. Sicher, daß gemeinsames Arbeiten der Ansiedler dem einzelnen manche schwere Arbeit erleichtert. Aber für Siedler ist das Kollektiv nichts Neues. Immer war unter Kolonisten ein anderer Zusammenhalt, ein besseres Gefühl für die Notwendigkeit der gegenseitigen Hilfe als sonstwo in der Welt. Man denke daran, daß sich in Australien auch heute noch, nach beinahe 100 Jahren, viele Sitten erhalten haben, die nur in der Zeit der ersten Ansiedlungen sinnvoll waren. Harte Arbeit, Kampf gegen den Urwald, gegen die Fährnisse des Lebens hat die Kolonisten fest zusammenhalten lassen. Das war ein Kollektiv, lange bevor dieses Wort geboren wurde.

Hinter den Kolonial-Siedlungsparkassen steht keinerlei sicheres Kapital. Ueberall ist zu lesen: die Gesellschaft wird soundsoviel hunderttausend Mark Kapital haben. Heute jedenfalls hat sie noch nichts. Nichts und niemand garantiert für die Sparpfennige, die Siedlungswillige eingezahlt haben.

Es ist wie noch vor einem halben Jahr mit den Bauparkassen. Vielleicht sind wirklich seriöse Unternehmungen dabei. Aber das Reichsaufsichtsamte muß die Siedlungswilligen vor Nachschlägen bewahren, die sie unweigerlich bekommen, wenn sie in die Hände gewissenloser Sparkassengründer fallen.

### Die Batterien feuern Salut

Während Reichspräsident v. Hindenburg an den Särgen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen Kränze niederlegte, gab eine im Potsdamer Lustgarten aufgestellte Batterie 21 Schuß Salut ab.



### In Lübeck:

#### Parade und Fackelzug

Anlaßlich des Zusammentritts der Volksvertretung in Berlin

Wie in allen übrigen Städten des Reiches wurde auch gestern in Lübeck, anlaßlich der Eröffnung des Reichstages, eine Feier großen Ausmaßes abgehalten. In den Straßen wälzten Schwarz-weiß-rot, Halbkreuz und die süßlichen Farben. Die Straßenbahnwagen waren ebenfalls in den neuen Farben beslaggt.

Der Buniamshof, auf dem mittags die militärische Feier stattfand, sah ungeheure Menschenmengen in seinem weiten Rund. Hier waren aufmarschiert: Lübecker und Eutinener Reichwehrgesellschaften, SS, und SA, die Polizei, Hilfspolizei, Stahlhelm, Kriegervereine, vaterländische Verbände und Truppe Feuerwehrmänner und Zollbeamte.

Der Divisionskommandeur, Generalleutnant v. Voel, schritt diese Front ab, und dann hieß der Militärgeistliche Pastor Dautke eine Ansprache.

Nach dem Standortpfarrer richtete Generalleutnant v. Voel einige kurze Worte an die Reichswehr, die in einem Hurra auf das deutsche Vaterland ausklangen. Anschließend daran folgte ein Paradeaufmarsch.

Am Abend veranstalteten die nationalen Verbände einen Fackelzug, der sich vom Weidplatz zum Marktplatz bewegte. Hier sprach der kommissarische Polizeiherr Dr. Währer zu der Menge. Das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied bildeten den Schluß dieser Feier auf dem Marktplatz.

Dann marschierte der Zug zum Adolf-Hitler-Platz weiter, wo nochmals eine Parade den Tag beschloß.

Eine Kontrolle der arbeitslosen Bezahler des Lübecker Volksboten findet am Donnerstag, dem 23. März, und Freitag, dem 24. März, von 8½—11 Uhr statt. Die Ausgabe der Abonnementsgutscheine erfolgt jetzt im Hause des Volksboten, Johannisstraße 46, Hinterhaus im Druckereigebäude.

### An Bord eines Fischkutters.

## Zehn Stunden auf der Ostsee!

Von Lope

Eigentlich sollte der Laie solche Abenteuer zur See unterlassen. Noch zu in dieser Jahreszeit! Aber warum schon wieder diese Bedenken? Ich habe mein Wort gegeben! Ich gehe... Das heißt diesmal: Ich will fahren!

Es ist gegen fünf Uhr. Travemünde schläft. Es ist ringsum dunkel. Ich höre nur meine eigenen Schritte, die jetzt in großen Stiefeln kräftig aufschlagen. Bald erreiche ich die Fähre. Drüben am Privat-Ufer und auf dieser Seite leuchten Laternen. Sie werfen einen lungen silbernen Schein auf das dunkle und ruhige Wasser. Jemand läutet drüben und schon schleicht das Fährboot zum anderen Ufer.

Nebeneinander liegen hier die Travemünder Fischkutten. Jedes Boot könnte eine harte Lebensgeschichte erzählen. Einige Motore rattern schon, bereit zur Abfahrt. Dunkle Gestalten huschen am Mast vorbei, verschwinden in den Maschinenraum. Da liegt auch mein Fischkutter. Kein Mann drauf zu sehen. Ich rufe! Keine Antwort... Dann nehme ich das Tau und ziehe. Komm, liebes Boot, wir wollen heute Freunde werden! Mit meinen Händen greife ich zur Bordwand, um es zu erklettern. Die Bordwand ist eiskalt und glatt. Die großen Stiefel an den Beinen sind ungewohnt. Beinahe rutsche ich aus und falle ins Wasser! Und das zu Beginn meiner seemannischen Laufbahn! Aber es geht gut... Ich komme glücklich an Bord. Das salzige Ostseewasser hat sich geirrt.

Der Bootsmann in der Kajüte ist nun wach geworden. Wir begrüßen uns wie alte Bekannte. Die Petroleumlampe erhellt den kleinen Raum. Ein kleiner eiserner Ofen wird mit Holz versorgt, damit er bald Wärme spendet. Das Bett wird hochgeklappt. Es ist nicht mehr da!

Bald kommt auch der Fischer, mein lieber Freund, und dann werden die letzten Vorbereitungen zur Ausfahrt getroffen. Der Motor ist gefügig. Er rattert immer noch derselben Note. Wir stoßen uns von den Balken ab. Jetzt gibt es kein Zurück mehr. Aber wer sagt denn, daß ich zurück möchte? Nur Mut, alter Seebär!

Es ist etwas nach fünf Uhr. Dunkel liegt die Ostsee vor uns. Der Travemünder Leuchtturm sendet fortgesetzt einen gelben Schein in die Weite. Wir rattern an der Mole vorbei. Das Wasser ist nicht sehr aufgeregelt. Der Fischkutter bricht ruhig durch die kleinen Wellen. Der Bootsmann und ich stehen hinten am Steuer und achten auf zwei kleine Lichter, die in der Ferne aufleuchten. Der Fischer ordnet die Netze. Es wird nicht viel geredet. Es wird gearbeitet.

Mit meinen großen Stiefeln schendere ich wie ein alter Seefahrer auf dem Bord herum. Dann setze ich mich vorne auf die Kajüte und laß mich ein wenig schaukeln. Dann spucke ich ins Wasser und denke, es ist Seemannsbrauch. Das Schaufeln wird allmählich stärker und stärker. Wir sind über die Höhe vom Brodtener Ufer hinaus. Als ich wieder nach dem Lichterdeck will, muß ich verdammt vorsichtig sein. Der Seemann in mir ist aber noch nicht gestorben. Im Horizont bilden sich schon helle Streifen. Im Osten, über Mecklenburger Land geht erst langsam, dann ziemlich schnell die glühende Morgenröte auf!

Die Netze werden ins Wasser geworfen. Die Fischer sagen: ausgelegt. Es sind Schleppnetze, die nun vom Fischkutter gezogen werden. Sie liegen einige Meter über dem Grund. So fahren wir eine Stunde, eineinhalb Stunde, fast zwei Stunden...

Der Fischer und ich stehen im Steuerhaus, der in den Maschinenraum führt. Der Kutter tanzt ganz schön auf den immer stärker werdenden Wellen. Vor uns und hinter uns, auch an den Seiten fahren andere Fischkutten, die auch schon ihre Netze ausgelegt haben. Ich sehe, wie sie in den Wellentälern fast verschwinden, dann wieder plötzlich nach oben getragen werden. Ich sehe es und weiß und fühle es, daß es mit unserem Kutter genau so geht. Aber heute bin ich Seemann und darf keine Angst haben! Und übrigens will ich nicht seekrank werden, denn gewisse Leute in Travemünde würden eine große Schadenfreude empfinden. Also Kampf gegen die Seekrankheit!

Wo ist der Bootsmann? Er kocht in der Kajüte Kaffee. Ich will zu ihm. Hoppla, vorsichtig! Donnerwetter, das sind Wellen! Für die Wellen muß ich ein klägliches Bündel in großen Stiefeln abgegeben haben. Nur Schritt für Schritt komme ich weiter. Festhalten ist das Gebot der Minute! So erreiche ich die Kajüte und denke mir: Jetzt ein wenig essen und fünf Minuten lang hinlegen, das war solche Sache! — Aber das kommt garnicht in Frage. Höchstens zwei Minuten war ich unten, da meldeten sich die ersten Anzeichen der Seekrankheit! Frische Luft! Das ist jetzt wichtiger, als schlafen! Der Bootsmann geht nach

dem Steuerhaus und der Fischer kommt in die Kajüte. Er merkt, was los ist. So ist's richtig, nur nicht in der Kajüte bleiben. Ich sehe am Eingang der Kajüte und betrachte die herankommenden Wellen, die uns emporheben, um uns wieder zu stützen. Der Fischer reicht mir ein Stück Brot mit Butter und Marmelade darauf. Das muß schmecken, denke ich, doch weit gefehlt! Nur einen Happen und dann ist Schluss mit der Einfuhr! Das einzigste sind drei Tassen heißen schwarzen Kaffees. Der kann nicht heiß genug sein, so kalt ist es! Und während ich trinke, spritzen mir die gebrochenen Wellen ins Gesicht, daß meine Lippen ganz salzig werden.

Nach zwei Stunden werden die Netze endlich eingeholt. Kräftige und abgehärtete Fischerhände ziehen das lange Tau mit dem Netz daran hoch. Der Kutter fährt jetzt nicht. Der Motor rattert zwar, aber das Boot ist ein Spielball der Wellen. Es liegt bedenklich schief und wird von den mächtigen Wassermassen hin- und hergeworfen! Die Fischer aber stehen fest! Sie heben die Netze. Ich möchte helfen, aber es geht nicht! Ich würde sicher über Bord fallen! Deshalb bleibe ich still auf Bord sitzen. Das heißt nicht still, denn es geht immer einmal links und einmal rechts, einmal vorne, einmal hinten in die Höhe! Jetzt liegt das Netz auf Bord. Es wird ausgeschüttet. Was ist gefangen? Es sind Heringe, Weißfische, Dorsche und Butt. Die Butts werden gleich wieder über Bord geworfen, die haben bis zum ersten März Schonzeit. Die Dorsche, ein ziemlich großer dabei, kommen in ein Bassin, da können sie weiter spalten! Es sind ungefähr eineinhalb Korb voll. Nachdem das Netz dann wieder ins Wasser gesetzt ist und wir wieder ungefähr zwei Stunden in die stürmische See hinausfahren, sortiert der Bootsmann die Heringe gleich in Kisten. Die Weißfische werden wieder über Bord geworfen. Ueberall kämpfen Fischkutten mit den Wellen!

Wir haben keinen großen Fang gehabt. Die richtigen Heringschwärme sind noch ausgeblieben. Aber was nützt das! Die Fischer müssen leben! Für Haushalt und Familie sorgen! Wer weiß von ihren schweren Existenzkämpfen! Wer kennt ihre harte und mutige Arbeit zugleich! Heute zum Beispiel ist Sonntag, aber nicht für die Fischer! Für sie heißt es arbeiten! Und selbst wenn sie nur wenig gefangen haben, gibt es kein Verzagen. Die See ruft!

Mein Freund, der Fischer, säubert die Fenster seines Steuerhauses und singt dabei und dann plaudern wir wieder. Da die

# Wie wird das Wetter?

Öffentlicher Wetterdienst Hamburg

Mäßige bis frische südl. Winde, zunächst heiter, später wolkig, trocken, mild.

Der Druckanstieg auf der Rückseite des nach Rußland abgezogenen Tiefes setzte sich unvermindert fort. So kann sich das von Westen herüberwandernde Hoch stärken und wird das neue atlantische Tief nicht mehr nach Mitteleuropa gelangen lassen.

## Lübeker Momentaufnahmen

### Nach Regen — Sonnenschein

Der Frühling naht mit Draußen!

Das war vorgestern. Einen Tag vor Frühlingsanfang. Sturm über Lübeck. Windstärke 12 oder ein bißchen weniger. So genau kann man das ohne Metermaß ja nicht feststellen. Regennahe Straßen, aufgeweichte Wege. Und wer war schuld daran? Der Himmel. Der exportierte Restbestände von Schnee und Hagel aus seinem gut sortierten Witterungs-Lager. Dazwischen öffnete er seine Schleusen und ließ es gießen. Nichts war an diesem Tage aufzufassen als das Wort: Der Frühling naht mit Draußen!

\*

In einer Allee. Ein paar Jungen spielen. Trotz der Regengüsse, trotz des nicht angenehmen Windes. Sie buffen auf dem Fahrbahn einen Fußball hin und her.

Rechts, erhöht, liegen die Schienen der Straßenbahn. Der ungeschliffene Grund zwischen den Schienen bildet eine einzige, riesenlange Pfütze. Dort mitten hinein platscht einmal mehr der Ball.

Zwei Spieler laufen hinterher. Einer von ihnen watscht mit samt Schuhen und Strümpfen in den „See“. Der andere bleibt davor stehen. Dann kößt der „Wasserballer“ dem anderen die klischee-naher Lederkugel nebst einer Ladung Wasser ins unschuldige Antlitz und brüllt den Abnungstosen gleichzeitig an: „Minsch, seh di vor, du Plünnfoot!“

\*

Regenmassen überfluten, von Wind gepeitscht, die Mühlenortbrücke. Man schlägt den Manteltrag hoch, man drückt den Hut fester auf seinen Kopf, wenn man ihn nicht zu einem Spielball des Windes werden lassen will. Den Hut, selbstverständlich. Denn sehnstüchtig an eine trockene, warme Stube, soweit man noch eine solche hat.

Anten aber auf dem Weg, der sich am Kanal entlangzieht, geht einer spazieren. Und Angelgerät hat er unter dem Arm. Der Mann will also angeln. In diesem unangenehmen winterlichen Frühlingwetter. Vielleicht ein Mittagessen für sich selbst, vielleicht auch für seine Rahe. Petrus, der Himmelsminister für Erdbereicherung, sei seinem abgetragenen Anzug gnädig.

\*

Und wie war's nun gestern? Da schien die Sonne. Den ganzen lieben langen Tag. Mit angenehmer frühlingshafter Wärme. Der Schnee, der morgens zentimeterhoch auf allen Straßen und Mägen und Dächern lag, war im Nu weggetaut.

Die Witterung dieser beiden Tage gibt uns zu denken. So wie es vorgestern und gestern war, so wird es immer sein und bleiben, nicht nur was das Wetter anbetrifft, sondern auf allen Gebieten und in jeder Hinsicht: Nach Regen folgt Sonnenschein!

W. E. H.

**Überleb-Gesellschaft.** In dieser Woche bleiben das Ausflugs-Haus und das Zehn-Haus geschlossen wegen der Vorbereitungen für die am Sonntag, dem 26. März, 11.30 Uhr zu eröffnende Ausstellung „Schleswig-Holsteinische Grafik der Gegenwart“ (aus dem Besitz des schleswig-holsteinischen Kunstvereins in Kiel) und „Neue keramische Arbeiten von Paul Dresler“ (Söpferei Grootenberg).

**25jähriges Arbeitsjubiläum.** Dieser Tage konnte der Genosse Johs. Meyborg, wohnhaft Kottwitzerstraße 23, auf eine 25jährige Tätigkeit als Schneider bei der Firma Rudolph Karstadt zurückblicken. Die Geschäftsleitung sowie seine Arbeitskollegen ehrten den Jubilar mit Blumen und Angebinde.

**Elemente!** Wenn man täglich mit ihnen kämpft, dann wird man ruhiger, und so oft wir in die Tiefen, in die ungetümmten Wellen hinfahren, dann kommen so allerlei Gedanken auf, aber wir ... wir sind einfache Menschen und wissen das nicht in Worte zu kleiden, was wir denken und innerlich erleben. Das ist Fischerlos ...! Was denkt über sein Leben bis in alle Einzelheiten nach, immer wieder, und um einen Braut die aufgepeitschte Seele? Gewiß, heute fangen wir, aber morgen denken wir an unsere Sorgen. An die Ankosten, die der Motor und das Boot und die Reise mit sich bringen. An den wahrhaft lumpigen Verdienst und an all solche Dinge. Es ist harte Mannesarbeit, die mit zwei Mark die Stunde nicht zu hoch bezahlt wäre! Aber nach den Fängen berechnet kommen wir höchstens auf zwanzig bis dreißig Pfennig die Stunde und das noch nicht!

Zur Mittagszeit ungefähr wird zum dritten Male das Netz eingeholt. Ich kann wieder nicht helfen, da ich mit meiner Seefranzheit zu schaffen habe! Ich füttere die Fische, spotten die beiden Fischer schadenfroh! Aber auch das geht vorüber. Sobald ein Fischlatter sein Netz einholt, bekommt es hundert-, ja tausendfache Gesellschaft! Da kommen die Seemöven und warten, bis die Weißfische ins Wasser geworfen werden. Der Anblick ist wunderbar! Soviel Köder! Auch sie führen einen Eriszenkampf ums tägliche Futter. Ein paar kleine Weißfische werden ins Wasser geworfen und schon stürzen sie im Fluge auf ihre Beute, die im Nu in ihren Schnäbeln verschwindet, sonst würden andere es wieder aus ihren Schnäbeln reißen. Das sind prächtige Vögel. Ein paar hundert Meter von uns daselbe Bild. Ein Fischlatter reitet auf den Wellen. Es wird begleitet von Hunderten von Möven! Sie schreien sogar nach Hunger, aber verschwinden auch, sobald sie merken, daß nichts mehr zu erben ist.

Unser Delbehälter ist undicht geworden. Wir müssen sofort heimfahren, damit der Schaden nicht größer wird. Es ist viel Öl verlorengegangen. Der Verdienst ist also auch noch flöten! So ist's richtig! Der Dieselmotor, 35 PS stark, muß jetzt alles hergeben, was er kann. Wir fahren heim! Früher, als wir eigentlich wollten, aber wir müssen. Die See ist nur eine Idee ruhiger geworden. Es ist gegen zwölf Uhr mittags. Die Sonne kommt nicht recht durch. Die, grauschwarze Wolken ziehen vorüber. Der angefragte Motor rotiert immer noch denselben Ton. Der laute und hässliche wie es scheint. Nach zweieinhalb Stunden haben wir die Ervemündung Mole wieder erreicht. Und ich war ein Erfahrungsreicher.

# 1820 Millionen Menschen!

## Die neuesten Berechnungen über die Bevölkerungszahlen der Erde: allein in Asien davon über die Hälfte

In nicht ganz drei Jahrhunderten hat sich die Bevölkerung der Erde um das Dreifache erhöht. Bis 1900 zeigte der Bevölkerungszuwachs immer größere Steigerungen, seit der Jahrhundertwende hat sich aber das Tempo des Zuwachses verlangsamt. Ende 1929 betrug die Bevölkerungsziffer der Erde 1 Milliarde 820 Millionen Menschen. Diese und andere interessante Zahlen sind in einem neuen Werk des amerikanischen Statistikers und Professors der Nationalökonomie Dr. Walter F. Willcox enthalten.

Mit seinen 945 Millionen Einwohnern ist Asien der am stärksten bevölkerte Erdteil. Über die Hälfte der Menschheit lebt in Asien. Es ist allerdings sehr schwer, gerade für Asien genaue Ziffern zu geben, da über die Bevölkerung Chinas keine genauen Angaben erhältlich sind. So schätzt ein Bericht des Völkerbundes 1929 die Bevölkerung Chinas auf 458 Millionen, während Professor Willcox sie auf 342 Millionen schätzt.

Von allen Erdteilen ist Europa mit seinen 478 Millionen Einwohnern am dichtesten bevölkert.

Nordamerika hat 162 Millionen Einwohner und somit mehr Einwohner als Afrika mit seinen 140 Millionen, Südamerika hat 77 Millionen Einwohner, Australien zusammen mit Polynesien 9 Millionen.

Die vorhandenen historischen Aufzeichnungen lassen keine genauen Schätzungen über die Bevölkerung der Erde vor dem 17. Jahrhundert zu. Professor Willcox beginnt seine Schätzungen mit dem Jahre 1650. Wie schwierig es aber ist, zuverlässig zu

schätzen, geht schon daraus hervor, daß fünf Autoren des 17. Jahrhunderts Schätzungen über die Gesamtbevölkerung der Erde aufgestellt haben, die von 320 Millionen bis zu einer Milliarde variieren. Professor Willcox schätzt die Gesamtbevölkerung der Erde um 1650 auf 465 Millionen. Am 1750 soll sie auf 660 Millionen angewachsen sein, um 1800 auf 1 098 000 000, um 1900 auf 1 551 000 000.

Im Rahmen dieser Untersuchungen zeigt die weiße Rasse einen erstaunlichen Zuwachs. Die Europäer haben sich seit 1650 um das 6-fache vermehrt.

Von den heute lebenden 642 Millionen Menschen europäischer Abstammung wohnen 164 Millionen außerhalb Europas. Drei Fünftel von ihnen haben sich in den Vereinigten Staaten angesiedelt. Die außerhalb Europas lebenden Europäer sind fast doppelt so zahlreich wie die Gesamtbevölkerung Europas um 1650.

Ein ungelöstes Rätsel bietet das historische Verhältnis der Zuwachsziffern Europas und Asiens. Zwischen 1650 und 1750 hat sich die asiatische Bevölkerung doppelt so schnell vermehrt wie die europäische. Seit 1750 ist das umgekehrte Verhältnis eingetreten, indem sich die Europäer doppelt so schnell vermehren als die Asiaten.

Besonders schwierig sind, wie bereits erwähnt, Schätzungen über die Bevölkerung Chinas, und Unterschiede, von 100 Millionen in diesen Schätzungen sind keine Seltenheit. Was die Gesamtbevölkerung Asiens, einschließlich Indiens, betrifft, gibt Professor Willcox folgende Ziffern: 1650: 250 Millionen; 1750: 406 Millionen; 1800: 522 Millionen; 1850: 671 Millionen; 1900: 859 Millionen; 1929: 954 Millionen.



### Erforscht Piccard nun die Hydrosphäre?

Der bekannte Stratosphärenforscher Professor Piccard weilte gegenwärtig in den Vereinigten Staaten. Zusammen mit seinem Bruder Jean besuchte er kürzlich das kalifornische Seebad Palm Springs, wo er beim Baden von einem wachsamem Bildreporter aufgenommen wurde. Wer ist nun der berühmte Bruder, wird man fragen, denn im Wasser sehen alle Piccards gleich aus. Ihnen sei berraten, daß sich vorn der Stratosphärenflieger im Wasser tummelt.

## Die Familienanzeige in der Zeitung

Rund 150 Jahre sind es jetzt her, daß die erste Familienanzeige in einer deutschen Zeitung erschien. Es war eine Traueranzeige, die durch diese Art der Verkündung des familiären Ereignisses Staunen erregt hat. Doch man gewöhnte sich dann an diese neue Art der Kundgebung durch die Zeitung, und in drei Jahren brachte es dieses Blatt, das Familienanzeigen bekannt gab (es war in Rostock), auf 55 Anzeigen dieser Art. Doch nur langsam wurde die Familienanzeige Brauch. Zuerst in Berlin. Dann in Leipzig. Zu den Traueranzeigen kam auch (sieben Jahre nach der ersten Traueranzeige) die Vermählungsanzeige und es dauerte rund 30 Jahre, bis die erste Verlobungsanzeige erschien. Die Zeit schritt damals langsamer als heute. Wir können es uns nicht vorstellen, daß schon ein praktisch-brauchbarer neuer Gedanke in unserer schnelllebigen Zeit 30 Jahre gebrauchen würde, um allgemeine Anerkennung gefunden zu haben.

Trotzdem muß man sich wundern, daß in dieser Zeit, die ohne die Presse einfach nicht zu denken ist, noch nicht alle Leser einer Zeitung ihr Blatt auch regelmäßig für Familienanzeigen benutzen. Dieses Bedürfnis, ein Familienereignis allgemein mitzuteilen, tritt schon in den ältesten Zeiten hervor. Allerdings konnte die Masse des Volkes damals weder lesen noch schreiben, und darum war man auf sinnbildliche Darstellungen angewiesen. So stellte man bei der Geburt eines Knaben eine Art, bei der Geburt eines Mädchens eine Spindel vor die Tür. Und bei dem engen Zusammenwohnen in kleinen Gemeinden war das Familienereignis bald allen bekannt. Einen weiteren Kreis konnte die Mitteilung eines Familienereignisses erst fassen, als die Schrift ihren Einzug gehalten hatte. Aber die Schreibkunst war lange das Vorrecht der Klöster, und darum finden wir dort zuerst die Verbreitung von schriftlichen Anzeigen über den Tod eines Ordensmitgliedes, bis auch die Reichen und Vornehmen von dieser Methode Gebrauch machten. Zeitung und allgemeine Schulpflicht haben dann dieses einstmalig Besondere und Privilegierte demokratisiert.

Für wenig Geld kann heute jeder eine Verlobung, eine Vermählung oder dgl. kundtun, und alle Bekannten, Nachbarn, Gesinnungsfreunde können teilnehmen an dem Ereignis. Und es ist ja bekannt, wie groß noch heute das Interesse für die Familienanzeige ist. Jeder Leser des Lübecker Volksboten kann darum sein Blatt fördern, wenn er durch Familienanzeigen weite Kreise

seiner Gesinnungsfreunde an dem Ereignis teilnehmen läßt. Es ist ein ungeheures Stück Kulturgeschichte von der Spindel vor der Tür bis zur Anzeige in der Zeitung, vom Vorrechte der Vornehmen auf Anzeigenbriefe bis zum Rechte, das heute der Schlichteste auf eine Anzeige hat. Nutze jeder die Gelegenheit und unterstütze sein Blatt.

## Zehn-Sprachen-Sender

Die größte Rundfunkstation der Welt in Betrieb genommen

In Moskau wurde die neue 500-Kilowatt-Rominternstation, die nunmehr die größte Rundfunkstation der Welt ist, feierlich eröffnet. Der alte Rominternsender, der durch seine vielseitigen fremdsprachlichen Sendungen in ganz Europa sehr bekannt ist, war die erste Rundfunkstation in Europa, die über eine Sendenergie von 100 Kilowatt verfügte und nun ist Rußland noch einen wesentlichen Schritt vorwärtsgegangen und hat einen Sender gebaut, der die fünffache Sendeleistung

besitzt. Der neue Moskauer Sender, der seine Programme in zehn europäischen Kultursprachen verbreiten wird, hat nach den bisherigen Berechnungen eine Reichweite, die ganz Europa überdeckt und ihn auch bis tief nach Asien hinein hörbar machen soll. Wie weit diese Berechnungen mit den Erfahrungen der Praxis übereinstimmen werden, muß natürlich noch abgewartet werden. Jedenfalls bedeutet dieser Sender für alle Nachbarstaaten ein gefährliches Propagandamittel, gegen das es keinen Schutz gibt. Besonders interessant an dem neuen Riesensender sind seine Sendetürme, die nach deutschem Muster konstruiert wurden und 200 Meter hoch gen Himmel ragen.

Eine besondere Schwierigkeit hat den Russen die Röhrenfrage gemacht, da sie

nicht über solche großen Senderöhren

verfügen, wie wir sie jetzt in Deutschland haben. An Stelle der großen 300-Kilowatt-Röhren mußten sie eine große Anzahl kleinerer Röhren zusammenschalten, so daß die Betriebssicherheit dieses Senders, der auf Welle 1481,81 Meter arbeitet, in deutschen Fachkreisen nicht ganz eindeutig bejaht wird.

## Das Ende des Talers

Nach 420jährigem Bestehen eingegangen

Am 18. März 1933 ist der Taler gestorben. Die Notverordnung, die Maßnahmen auf dem Gebiete der Finanzen, der Wirtschaft und der Rechtspflege vorsieht, hat ihm ein Ende bereitet. „Die Dreimarckstücke“ werden, so bestimmt sie, „außer Kurs gesetzt und eingezogen“. Die Dreimarckstücke — so hießen die Taler amtlich. Aber in vielen Gegenden Deutschlands wurden sie niemals so genannt. Da hießen sie eben Taler.

Die Geschichte des Talers kann, so schreibt das B. Z., in Zukunft ein Thema für eine Doktorarbeit sein. 420 Jahre ist der Taler alt geworden — (sofern man ihn nicht vielleicht später doch wieder zu neuem Leben erweckt). Sehr merkwürdig ist, wie er zu seinem Namen gekommen ist. Da waren wir immer der Meinung, Abkürzungen wären eine moderne Erfindung, erst wir machten etwa aus Schulpflichtige Schulpö, aus Berliner Elektrizitätswerte Aktiengesellschaft Bewag, und sagten statt Mitteleuropäisches Reisebüro Mer. Aber auch, das kannten die Leute vor 400 Jahren auch schon; nur die Art war anders. Der Taler ist nichts weiter als eine — Abkürzung. Das Wort: Joachimsthaler war zu lang, war ließ das Joachim weg. Und der Joachimsthaler wieder, um war eine Münze, die eigentlich Guldengroschen hieß. Die Grafen Schlick prägten ihn aus dem Silber von Joachimsthal in Böhmen, auf der einen Seite den heiligen Joachim, auf der anderen den böhmischen Löwen mit dem Namen des Königs, und dies Geldstück trat dann seinen Weg zu den Nachbarländern an. Nur einen Mangel hatte es: es war zu dick und zu schwer, und so wurden dann neue lächliche und böhmische Prägungen ausgeführt, und bald nahmen auch andere Länder den Taler, wenn auch anders bewertet, zu Landesmünzen.

Statt des „Joachim“, der den Taler anfänglich zum Joachimsthaler ergänzte, bekam er nun bald andere Beinwörter, hieß Kreuztaler, Kronentaler, Albertistaler, Goldtaler — und Mariathere-sientaler galten ja noch in manchen Stellen Afrikas als Münze.

„Offiziell“ findet sich der Taler zum ersten Male 1566 in der Reichsgesetzgebung. Er hat dann eine erhebliche Rolle bei der Abkehr von der Goldwährung zur Silberwährung gespielt, wenigstens in das Münzsystem und der Wert des Reichstalers wurde durch Abkommen der Kurfürsten festgelegt. „Offiziell“ ist freilich der Taler schon seit der einheitlichen deutschen Reichswährung auch wieder verschwunden. Aber im Dreimarckstück lebte er doch weiter — bis zum 18. März 1933.

# Rund um den Erdball

## Marzeiller Fischer

Von Lilo Linke

Von Marzeille aus nahm mich Fezzara II mit zum Fischfang aufs Mittelmeer. Es war schwer gewesen, vom Kapitän die Erlaubnis dazu zu erhalten. Dieser kleine Dampfer war nicht für Reisende und schon gar nicht für Frauen eingerichtet. Der ganze Lurus für die zehn Mann Besatzung bestand in einer engen, harten Koje zum Schlafen und ein paar alten Kisten auf Deck, auf denen sie beim hastigen Essen hockten. Wenn sie sonst ein Bedürfnis hatten, so lehnten sie sich einfach über Bord. Es war verwunderlich, daß die Leute überhaupt noch Zeit zu privaten Dingen fanden und bei guter Laune waren. Denn pünktlich nach der Uhr alle drei Stunden ratterten die Dampfwinden los und ziehen die vierhundert Meter langen Trossen ein, an denen das riesige Sacknetz weit hinter uns über den Meeresboden schleppt. Wenn es schon auf der Oberfläche sichtbar wird, wendet das Boot um neunzig Grad, und das Netz wird über Flaschenzüge vorn am Bug aus dem Wasser gehoben. Und während der Dampfer langsam wieder in die Fahrtrichtung dreht und die Trossen mit dem zweiten Netz am Heck wieder ins Wasser gelassen werden, entknoten die Männer am Bug die dicke Schur, die das dreißig Meter lange Sacknetz unten zusammenhält. Leber Hände und Füße stürzt ihnen die Beute — mehr als hundert Kilo sind es jedesmal. Gleich darauf kauert die ganze Mannschaft um den zappelnden Berg und sortiert ihn in große Kästen, deren jeder fünfzehn Kilo wiegt. Zwei, drei Fischarten stechen mit giftigem Stachel oder spitzem Schwanz. Die fliegen unter den Fischen der Männer wieder zurück ins Meer. Die Hände und Füße der Männer sind zerstoßen und zerrissen, ausgelaugt von dem scharfen Salzwasser und dicht mit schwärzenden Wunden bedeckt.

\*

Sofari, den Dümmsten und Drecksigsten, hat man zum Koch gewählt. Wenn der Fang nicht zu groß oder das Meer nicht zu unruhig ist und darum ein Mann entbehrlich ist, so waschen und verstauben die anderen die Fische und säubern das Boot auch ohne ihn. Dann kriecht Sofari nach dem kleinen Herde, der, kaum gegen den Wind geschützt, frei auf Deck steht, und bereitet irgendein Fischgericht: Fisch zum Morgen, Fisch zum Mittag, Fisch zur Nacht, auf dem Rost gebraten oder auch zur beschmutzten Fischsuppe „Bouillabaisse“ gekocht. Bei schlechtem Wetter aber hat niemand für diese Dinge Zeit und Lust. Dann essen einige von ihnen einfach die kleinsten Fische roh oder ziehen kleine Quallen durch ein schmutziges Häuflein Salz und schütten sie wie Nustern. Im übrigen gibt es trockenes Weißbrot, und jeder gießt sich nach Belieben riesige Mengen von Rotwein gleich aus der dicken Flasche in den Hals. Die kurze Stunde, die danach noch bleibt, liegen sie dann wie tot in ihrer Koje. Doch ist das immer eine schwere Ruhe, die sie dort finden. Im Sommer steht die Hitze dick in den windigen Räumen. Während des Herbstes und Winters aber jagt der Sturm und bringt das kleine Schiff zum Schaukeln. Zu dieser Zeit ist auch die Arbeit doppelt schwer. Das Wasser, das beim Netzaufziehen auf die Männer niederregnet, ist eiskalt, die Hände sind kamm und müssen unaufhörlich nach einem Halt suchen, und die Füße glitschen über die nassen Planen und die zappelnde Beute. Bei unruhigem Wetter gehen überdies die Fische nicht so leicht ins Netz. Und doch hat all das Schuffen der Männer keinen Sinn, wenn sie zu wenig nach Marzeille bringen. Denn sie werden nach dem Fang bezahlt. Vom Gesamterlös werden zunächst die laufenden Kosten für Kohle, Öl, Essen der Mannschaft und andere Dinge gedeckt. Der Rest wird in vierundzwanzig gleiche Beträge aufgeteilt. Davon erhält der Schiffbesitzer und Unternehmer zwölf, und die letzten zwölf bleiben schließlich den zehn Mann der Besatzung. Im Durchschnitt verdienen sie im Monat wohl hundertfünfzig Mark.

\*

Ein echter Franzose drängt sich zu solch einer harten, schmutzigen und schlecht bezahlten Arbeit nicht. Er überläßt sie gern denen, die aus aller Herren Länder nach Frankreich kommen und dort im Bergbau, bei Erd- und Straßenarbeiten oder eben auf Marzeiller Schiffen eine Chance finden. Auf Fezzara II waren von zehn Mann der Besatzung nur drei Franzosen. Drei waren Italiener, zwei Algerier, der Seizer war ein Araber und der jüngste an Bord ein Bulgare. Bis sie sich hier zusammensind, liegt schon ein ganzes Schicksal hinter ihnen. Aber die Erinnerung daran ertrinkt im grauen Einerlei ihres Tagewerks ebenso wie die Bunttheit ihrer Sprachen und Sitten. Nur bleibt jeder ein Einzelgänger; keiner fühlt sich mit dem andern solidarisch. Hinzu kommt, daß eine



### Hornfischer wurde Europameister

Bei den Europameisterschaften der Ringer in Helsingfors konnte sich der junge Nürnberger Hornfischer den Titel des Europameisters im Schwergewicht holen.

### Militärische Frauenausbildung in Japan

Wie unser Bild zeigt, werden in Japan auch Frauen im Schießen ausgebildet. Hier üben sie sich im Flugzeugabwehrkampf.



unausblöbliche Anstrengung sie treibt. Nur wenige an Bord gehören seit länger als einem Jahr zur Besatzung. Oft hoffen sie, auf einem andern Boot mehr zu verdienen; oft wollen sie auch nur den Wechsel um des Wechsels willen.

\*

Was gibt ihnen schon der kurze Tag, der ihnen hin und wieder für den Hafen bleibt! Unter der Woche kehren sie nur nach zwei, drei Tagen in später Nacht zurück, um die Fische auf den Markt zu bringen, und am andern Morgen geht es wieder hinaus auf das Meer. Nur wenige Lichtpunkte zeigt ihr Leben: Hochzeit, Kindtauf, Kommunion. Und diese Tage feiern sie mit ungeheurem Prunk. Sie stellen für eine Woche ganz die Arbeit ein, mieten sich Autos, kaufen sich teure Kleider, essen, trinken, laden alle Welt zu Gast. Bei solchen Festen sieht man Frauen, die zum erstenmal in ihrem Leben einen Hut auf dem Kopfe tragen, und Männer in den ersten Lederschuhen. Unter der Last der Schulden seufzen sie dann bis an ihr Ende. Wie sollten sie es besser wissen? Niemand in ihrem Leben haben sie etwas gelernt. Nur wenige von ihnen können lesen und schreiben. Das für ihr Leben Wichtige werden sie ja schließlich auch ohnehin erfahren. Gerüchte finden hier den besten Boden.



### Vor 450 Jahren wurde Raffael Santi geboren

Am 28. März jährt sich zum 450. Male der Tag, an dem einer der bedeutendsten Meister der italienischen Renaissance, Raffael Santi, in Urbino das Licht der Welt erblickte. Wir geben hier ein Selbstbildnis des Meisters wieder.

### Explosion in Staßfurt

Am Dienstag vormittag ereignete sich eine furchtbare Brandkatastrophe. Fünf Personen wurden schwer, elf leicht verletzt. Im Pannraum der Dachpappenfabrik Maschow brach ein Großfeuer aus, das sehr schnell um sich griff. Während der Löscharbeiten erschütterte eine gewaltige Explosion die Luft. Maschinen- und Gebäudeteile flogen umher. Nach mehreren Stunden erst war die Gewalt des Feuers so weit gebrochen, daß mit dem Abbläsen der Gebäude begonnen werden konnte. Die Ursache des Brandes ist darin zu suchen, daß ein großer 25 000 Liter fassender Kessel, in dem Wasser abdestilliert wird, auf ungeklärte Weise Feuer gefangen hatte.

### Fünf Todesopfer einer Lawine

In einem 2000 Meter hoch gelegenen Dorfe des Departements Savoyen wurden zwei Baracken, in denen sich 14 Arbeiter befanden, von einer Lawine verschüttet. Bisher sind vier Arbeiter verletzt geborgen worden. Fünf Arbeiter sind ums Leben gekommen.

### Strenge Kälte in Nordamerika

Eine neue starke Kälteperiode, die den mittleren Westen der Vereinigten Staaten heimsucht, hat, soweit bisher festgestellt, wenigstens 12 Todesopfer gefordert. Im Osten ist die Kälteperiode von schweren Stürmen begleitet, und viele Dampfer erreichen den New Yorker Hafen erst mit 24stündiger Verspätung.

### Chetragödie in Chemnitz

In der Nacht zum Dienstag spielte sich in Chemnitz eine blutige Chetragödie ab. In einem Anfall geistiger Annachtungsüberfiel der im Hause Heleneustraße 14 wohnhafte Oberlehrer Sering seine schlafende Ehefrau und brachte ihr mit einem großen Küchenmesser sieben Stiche in die Brust bei. Darauf stürzte sich Sering von seinem Schlafzimmer aus auf die Straße hinab. Sering und seine Frau wurden in hoffnungslosem Zustande in das Krankenhaus eingeliefert.

## Der Retter

Von A. Erdödy

Die Probe war in vollem Gange, sie verlief aber sehr langweilig und lustlos. Der Regisseur war über Laune, die Schauspieler und Schauspielerinnen waren verbittert; das Monatsende nahte heran und es war noch sehr zweifelhaft, ob sie ihre Gagen bekommen würden. Das Theater ging nämlich schlecht, der Direktor wurde von den Gläubigern hart gedrängt — hier konnte nur mehr ein Wunder helfen. Es wurde gemunkelt, daß dieses Wunder sich auch tatsächlich einstellen sollte, aber die Mitglieder des Theaters wagten nicht recht, darauf zu vertrauen und konnten das Ende der Probe kaum erwarten.

Pöblich ging die Tür auf und in Begleitung des Direktors trat ein Herr ein. Auf der Bühne entstand eine kleine Pause, dann wurde die Probe fortgesetzt, aber mit halbem Ohr lauschten alle dorthin. Die Gesichter heiteren sich auf, und niemand erwartete etwas Genaues wußte, waren doch alle davon überzeugt, daß jener junge Mann der gewisse „Retter“ sei, der dem Theater aus seiner misslichen materiellen Lage heraushelfen würde. Durch sein Einwirken dürften wohl auch die Gagen gesichert sein.

Der Herr Direktor ließ dem jungen Mann zuvorkommend den Vortritt, und sie nahmen in der ersten Sesselreihe Platz. „Es freut mich außerordentlich, daß Sie sich hierher bemüht haben“, sagte der Direktor mit einem verbindlichen Lächeln. „D, wenn ich nur nicht ungelegen komme, Herr Direktor,“ entgegnete der junge Mann höflich.

„Ein wahrer Freund der Kunst kann niemals ungelegen kommen. . . . Es freut mich ganz besonders, daß Sie zur Probe gekommen sind und sich hier, während der Arbeit, davon überzeugen können, daß mein Ziel die reinste, edelste, hochwertigste Kunst ist! Mein Unternehmen ist nur deshalb in eine solch schwierige Lage geraten, weil ich nicht nach dem Geschmack der Massen mich einstellen konnte, nicht einstellte wollte. Mein Ziel war es, das Publikum emporzuheben, nicht aber Konzessionen zu machen.“

„Ja“, sagte der junge Mann höflich und blickte verlegen zur Bühne hinauf.

Der Direktor aber bellamierte mit erhobener Stimme weiter: „Und ich weiß, daß ich siegen, daß ich mein Ziel erreichen werde! Ich brauche bloß einige Millionen zu besitzen. Dann kommt der Erfolg, der Triumph. Die Millionen werden reichlich Zinsen tragen, denn ein reines Ziel und eine ehrliche Absicht haben noch immer den verdienten Erfolg gezeitigt.“

Der junge Mann blickte starr auf die Bühne. „Wünschen Sie vielleicht, daß ich Sie mit meinen Mitgliedern bekannt mache?“ fragte der Direktor, und er rief auch schon seine Schauspieler der Reihe nach von der Bühne herunter, um sie dem jungen Mann vorzustellen.

Dieser verneigte sich verlegen, er murmelte ein oder zwei nichtsagende Höflichkeitsformeln und wäre schon sehr gerne fortgegangen. Dann verabschiedete sich der junge Mann und schritt dem Ausgang zu. Der Direktor begleitete ihn.

„Wann werden wir wieder das Vergnügen haben?“ fragte ihn der Direktor am Tor.

„Wenn Herr Direktor gestatten, vielleicht morgen,“ entgegnete der junge Mann.

„Es wird mich freuen! Ich empfehle mich!“

„Adieu“, sagte der junge Mann und verließ eilig das Theater.

Der Direktor stürmte zurück in den Zuschauerraum und rief überglücklich aus:

„Er ist es! Er ist es! Er ist es!“

„Wirklich?“ fragte ein Schauspieler.

„Ja, er ist es: der Retter! Habt ihr nicht gehört; morgen bringt er Geld! Hundert Millionen! Soeben hat er es mir zugesagt! Habt ihr es nicht alle gehört?“

„Er scheint ein reicher Herr zu sein“, stellte eine Schauspielerin fest.

„Er ist reich! Sehr reich!“ leierte der Direktor. „Wie man mir erzählte, soll er ungefähr fünfhundert Millionen besitzen. Einhundert Millionen stellt er zur Sanierung des Theaters zur Verfügung. Für Morgen verspricht er mir das Geld zu bringen. Habt ihr es nicht gehört?“

Da erinnerte sich der Direktor, daß er noch heute nachmittag die Rechnung fürs elektrische Licht bezahlen müsse.

„Anangenehm, sehr unangenehm. . . . Ich hätte von ihm wirklich zwanzig bis dreißig Mark verlangen können. Morgen bringt er doch ohnehin die hundert Millionen. . . . Nun, macht nichts. Bis morgen wird es sich noch halten!“

Der junge Mann aber war unterdessen im Stadtpark angelangt und ließ sich dort auf einer Bank nieder. Es war Mittagszeit, wo die Menschen gewöhnlich zu Mittag essen. Er nahm seine Geldbörse hervor, blickte hinein, dann steckte er sie mit einem herben Lächeln wieder ein.

„Na, ich werde auch heute kein Mittagessen essen,“ konstatierte er. Und traurig fügte er hinzu: „Ich war recht dumm. . . . ich hätte mir von diesem höflichen Theaterdirektor wirklich eine Mark ausleihen können. . . . Nun, ich werde es dafür morgen tun!“

(Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Negei.)

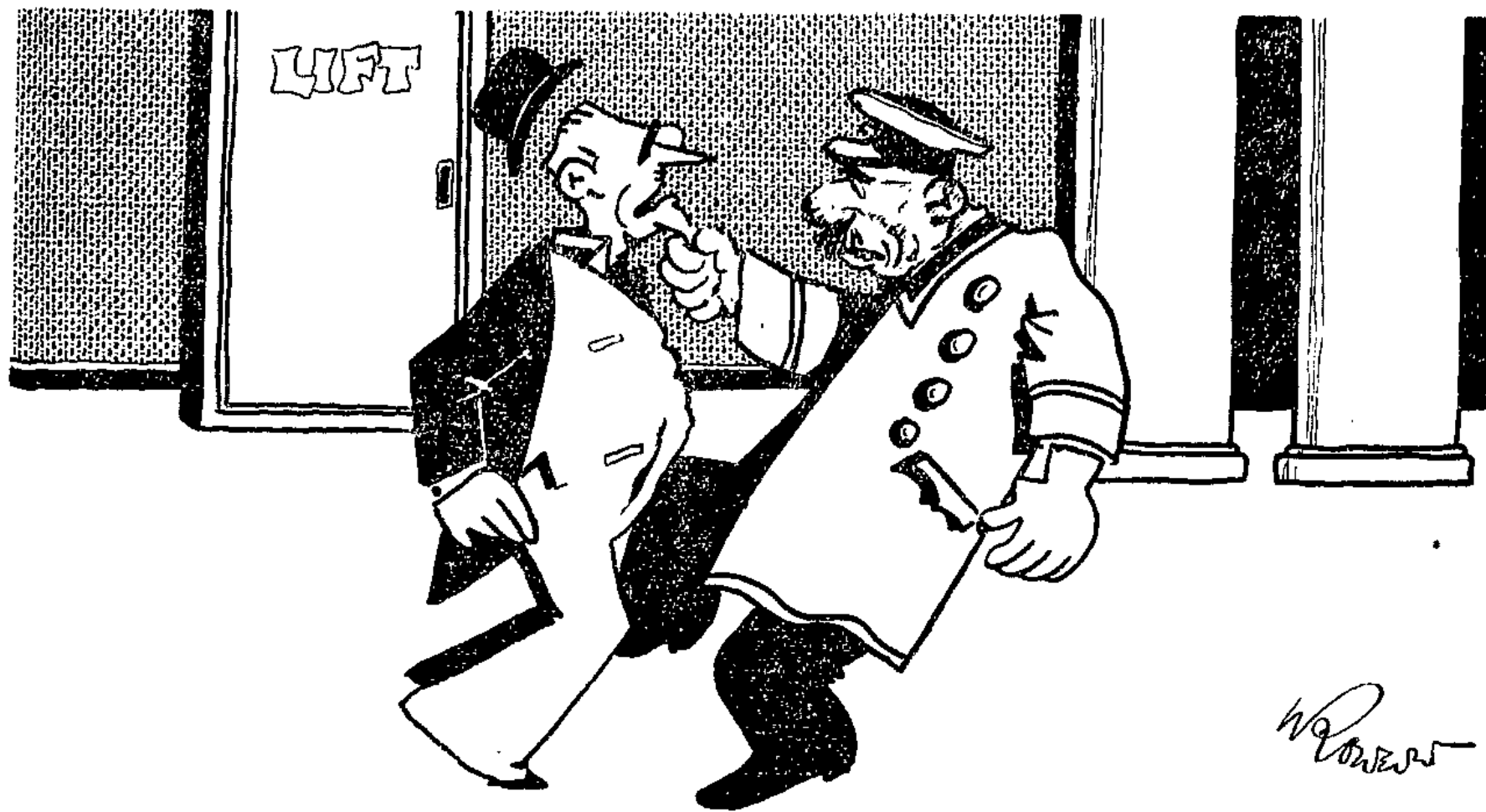
# VERWIRRUNG IM BANKHAUS

## VON RALPH URBAN

Der Portier, welcher im Bankhaus Warden & Cie. in seiner Loge Dienst tat, sprang mit einer Beweglichkeit, die man seiner Korporation gar nicht zutrauen hätte, aus seinem Verschlag heraus, um die betretene Kappe vom Kopf zu reißen und sich tief zu verneigen. Diese Aufmerksamkeit galt einem älteren Herrn mit weißem Spitzbart und Monokel, der jugendlichen Schrittes durch die Halle ging. Es war Mr. Warden in eigener Person, der Chef des Hauses. Er betrat den Lift und beantwortete den Gruß, indem er zwei Finger an den Hutrand brachte. Dann entschwand er. Leicht grunzend ging der Portier nach seiner Loge zurück und ließ sich erschöpft in den Lehnstuhl fallen, um die unterbrochene Zeitungslektüre wieder aufzunehmen. Im Buche des Lebens war aber vorgezeichnet, daß der arme Mann an diesem Tage nicht zur

sehr unangenehm, als die Tür aufging und Mr. Warden eintrat. Da geschah aber etwas Sonderbares. Der Eintretende war gar nicht erstaunt, einen Doppelgänger anzutreffen, sondern reichte diesem die Hand und entschuldigte sich aufrichtig. „Sie staunen, Mr. Warden,“ erklärte er, „daß Ihr Spiegelbild frei herumläuft, aber ich habe eine angenehme Liebererfahrung, und Sie werden daher verzeihen, daß ich mir erlaube, mich in Sie zu verwandeln.“ Sprachs und stellte seinen weißen Spitzbart neben sich auf den Schreibtisch. „Ich bin's!“

„Leider,“ dachte der große Gauner und nickte zusammen, denn er hatte den berühmten Detektiv Craggs erkannt und erwartete das Ende. Mit wachsendem Erstaunen vernahm er daher die Ausführung des Kriminalisten:



Ruhe kommen sollte, denn, als er mechanisch über die Brille nach der in Bewegung geratenen Drehtür blickte, erwartete seine Züge. Dann gab er sich einen Ruck und stürzte zum Aufzug, wo er die Tür aufriß und sich gleichzeitig verneigte. Der Chef war schon wieder gekommen, grüßte mit zwei Fingern und schwebte mit dem Fahrstuhl nach oben. Entgeistert starrte der Cerberus dem Phantom nach, und da er im Dienst Antialkoholiker war und von Komplexen nur wußte, daß man Häuseransammlungen damit bezeichnet, überzeugte er sich von der Wirklichkeit, indem er sich in das Ohrflüppchen kniff. Zwischen dem ersten und zweiten Erscheinen des Chefs lag ein Zeitraum von einer halben Stunde, aber das Merkwürdigste war, daß er nach dem ersten Mal nicht mehr heruntergekommen war. In diesem Falle wäre es den Aussagen des Portiers nicht entgangen; und trotzdem betrat er von neuem das Haus. Da stimmte etwas nicht, das war dem Mann klar und er wollte den Hausdetektiv darüber befragen. Er nahm den Hörer ab, um „Hallo“ zu rufen, brachte aber nur ein „Ha-“ hervor, das andere blieb ihm im Halse stecken, denn durch die Drehtür betrat schon wieder der Chef die Halle. „Gerechter Strohsack“ zitterte es durch die Portierseele, „das Haus ist voller Chefs“. Jetzt konnte es nur ein Gauner sein, der sich als Mr. Warden verkleidet hatte. Mit dieser Erkenntnis zog sich ein roter Schleier vor seine Blicke. Er zielte, dann schoß er wie ein Nashornbülle auf den Mann zu, der grüßend eben zwei Finger heben wollte. Wickelte um seine Hand des Erstaunten gepflegtes Barthaar, fuhr mit der Faust bis zu dessen Nase herauf, um Anlauf zu nehmen, stemmte das Knie gegen seines Partners Wagenhölle und wollte ihm mit einem gewaltigen Ruck den falschen Bart herunterreißen. Darauf ertönte ein Geheul, das durch das Echo der hohen Halle ganz fürchterlich erklang. Der Bart war edel. Erschreckte Beamte bemühten sich alsbald um ihren Chef und veranlaßten den Abtransport des blaffen Portiers in die Zrennanstalt. Seine Betuerung, daß drei Mr. Warden das Haus betreten hätten, hielt man für ein sicheres Zeichen des Wahnsinns.

„Als Sie mich neulich mit der Aufgabe betrauten, das Verschwinden eines Perlenhalsbandes Ihrer Frau Gemahlin aufzuklären, dachte ich gleich, daß das Schmutzstück sich noch in Ihrem Hause befinden müsse. Sorgfältige Nachforschungen über das Vorleben Ihrer Dienerschaft ergaben, daß eines der Stubenmädchen an Kleptomanie gelitten habe, womit der Fall sehr einfach wurde. Es handelt sich nur noch darum, das Versteck zu finden und da Sie mir jede Vollmacht gegeben hatten, erlaubte ich mir, in Ihrer Masse aufzutreten und als Mr. Warden das Mädchen zu einem Geständnis zu bewegen, da Kleptomane Fremden gegenüber stets

Während sich in der Halle dieser bedauerliche Vorfall abspielte, wunderte man sich in der zweiten Etage, wo die Chefzimmer lagen, über die feierliche Veränderung, die Mr. Warden an diesem Tage zeigte. Er saß zwar im Arbeitszimmer wie sonst, sah auch genau so aus und klemmte mit der gewohnten Geste das Monokel ins Auge, aber er war von einer faszinierenden Heiterkeit, wie man sie an ihm noch nie wahrgenommen hatte. „Miller“, sagte er zum Prokuristen, „fragen Sie einmal bei der Hauptkasse ab, wie viel Bargeld vorhanden ist, denn ich benötige sofort einen größeren Betrag“. Dienstbefähigte eilte der Beauftragte davon und als er durch das Zimmer der Sekretärin kam, fragte er sie, ob sie wisse, was der Chef heute habe. „Wissen Sie, was er zu mir gesagt hat?“ fragte die Dame glücklich zurück. „Er sagte, ich solle ihn von meinem Bartbrei abbeissen lassen. So nett war er noch nie.“

Vom Hauptkassierer erfuhr der Prokurist, daß etwa 80 000 Dollar in Banknoten im heutigen Bargeldverkehr entschuldlich wären und dieser sagte es dem Chef. Als bald wanderten 60 000 Dollar in das Chefzimmer und der Herr des Hauses verstaute sie in seine Aktentasche. Dann telephonierte er mit dem Hausdetektiv und schickte ihn mit einem Auftrag weit fort. Um diese Zeit betrat Mr. Warden II das Gebäude, und, wie erwähnt, wunderte sich der Portier, seinen Chef zum zweiten Male erscheinen zu sehen. In der oberen Etage angelangt, ging Mr. II direkt auf das Chefzimmer zu und trat ein. Mr. Warden I saß noch in seinem Lehnstuhl, aber es war ihm gerade eingefallen, daß es Zeit sei, sich aus dem Stände zu machen, nachdem er so gut und ausgiebig Bankier gespielt hatte. Er war nämlich in seinem Hauptberuf der Klavierbegleiter Foz, welcher der Polizei durch seine Wissetanen schweren Kummer bereitere. Seine Spezialität waren Verwandlungskünste und er verstand es meisterhaft, in der Masse verschiedener Persönlichkeiten seine lapidalkräftigen Mittelmenschen hineinzulegen. Augenblicklich mimte er den Bankier Warden, nachdem er das Original durch eine fingierte Bekleidung nach dem andern Ende von Chicago gelockt hatte. Es berührte ihn daher

## Parkbänke

Sie sehen graugrün und verblühen an Wiesen, die noch keine sind. Noch zeigt kein Schilf an: „Früh gestrichen“, doch schätzt man sie, so wie sie sind.

Man kann zum erstenmal heute sitzen! Die Bänke sind ganz mild und lau. Ein Herr spricht lähn sogar von Schwitzen, und jedenfalls: die Luft ist blau.

Und Mensch bei Mensch und Bursch bei Mädchen genießt, was heut die Bank beschert. Ein Frühjahrsstag voll Sonnenschein, Ein Blick, das immer wiederkehrt.

Annette Stein.

versteckt sind. Ich habe mich nicht getäuscht und Sie werden zufrieden sein.“

Notürlich war Foz zufrieden; gerührt streichelte er den großen Detektiv. Dann steckte er die Perlen in die Tasche und läutete dem Prokuristen. „Miller“, sagte er zu ihm, „führen Sie den Herrn sofort zur Kasse und lassen Sie ihm 2000 Dollar auszahlen, die Anweisung unterschreibe ich später.“ Mit gegenseitigen Dankesbezeugungen verabschiedeten sich die beiden Herren. Der Detektiv hatte seinen Spitzbart am Schreibtisch stehen lassen und Foz kehrte ihn an die Wand, wo er sich wie ein Antilopenhorn ausnahm.

Mittlerweile hatte sich unten in der Halle die eingangs erwähnte Szene abgespielt; der Leidtragende war der wirkliche Mr. Warden. Er war etwas früher in die Bank gekommen, als Foz annahm. Als er sich nach dem Attentat notdürftig erholt hatte, befragte er getränkt den Lift, fuhr nach oben und rieb dabei seine schmerzende Gesichtshaut. Aussteigend sah er sich dem Detektiv gegenüber, klemmte sich das Monokel ins Auge und freute sich, endlich wieder einen vernünftigen Menschen zu begegnen. „Ah, da ist ja mein lieber Craggs!“ begrüßte er ihn.

Die Welt meinte es aber an diesem Tage schlecht mit Mr. Warden. Der Detektiv sah ihn einige Sekunden verwundert an, dann schob er zweimal den Unterkiefer vor und zirkel und sagte: „Ha, das riecht nach Foz.“ Wie wenn er bei dem Portier gelernt hätte, sagte er dem Bankmann in den Bart, beschrieb mit der wackelnden Hand eine Wendeltreppe, stemmte das Knie gegen den Magen des Unglücklichen und mühte sich, dessen Bart abzukleben. Während der Detektiv staunte, daß dies nicht gelingen wollte, schrie Mr. Warden aus aufrichtigem Schmerz und über das doppelte Unrecht, das er erlitt. Dann massierte er in ehrlicher Empörung den Detektiv mit leichten Kinnhaken. Diesen günstigen Augenblick benützte Foz zu seinem Abgang.

„Nur so weiter, junger Mann!“ klopfte er dem Kriminalisten im Vorbeigehen auf die Schulter und entschwand.

„Hat man mir auch den Bart ausgerissen?“ rief der Bankier dem Gauner nach, denn er war so aufgeregt, daß er diesen infolge der großen Wehnlichkeit für sich selbst hielt. Foz war aber schon dahin, und an diesen Tagen triumphierte das Laster. Der Detektiv bekam infolge des Nergers eine leichte Selbstsucht und bald darauf ein freundliches Schreiben:

Sehr geehrter Herr Craggs, ich glaube, Sie werden zu dick und eignen sich nicht mehr zum Detektiv. Werden Sie lieber Schriftsteller und schreiben Sie eine Geschichte.

Dies ist hiermit geschehen.

## Arbeiter-Sport

Handballabteilung Holstenor. Versammlung der 1. und 2. Mannschaft am Mittwoch, dem 22. März um 20 Uhr bei Busmann, Friedenstraße.

Handballspiele des 3. Bezirks									
Spielplan									
Dr.	Klasse	Zeit	Gegner	Platz	Schiedsrichter				
44	A	15.00	Schwartau 1	Stodelsdorf 1	Schwartau Duabe-Lübeck				
45	B	14.00	Wasserf. Vornort 2	Stodelsdorf 1	Wasserf. Vornort				
46	B	14.00	Seeres 1	Schwartau 2	Seeres Stenshorn-Rüdnis				
48	Sportl.	16.00	Schwartau 1	Stodelsdorf 1	Schwartau Duabe-Lübeck				
Sonntag, den 2. April									
39	A	15.00	Rüdnis 1	Wasserf. Vornort 1	Rüdnis Schwant-Stodelsd.				
17	B	?	Holstenor 1	Stodelsdorf 1	Holstenor				
55	B	10.00	Wasserf. Vornort 2	Schwartau 2	Wasserf. Vornort				
22	Sportl.	?	Holstenor 2	Mühlentor 1	Buniamshof S. Müller-Schwart.				
50	B	14.00	Rüdnis 1	Seeres 1	Rüdnis Schwant-Stodelsdorf				
Sonntag, den 9. April									
1	A	14.00	Stodelsd. 1	Wasserf. Vornort 1	Stodelsd. Weber-Lübeck				
19	B	14.00	Wasserf. Vornort 1	Seeres 1	Burgfeld				
25	C	?	Mühlent. 2	Holsten. Jgd.	Buniamshof Staat-Lübeck				
26	Sportl.	?	Mühlentor 1	Schwartau 1	Buniamshof Staat-Lübeck				
5	Sportl.	16.30	Stodelsdorf 1	Holstenor 2	Stodelsdorf Weber-Lübeck				
14. April (Karfreitag)									
28	A	?	Holstenor 1	Stodelsd. 1	Buniamshof Matthes-Rüdn.				
31	B	14.30	Rüdnis 2	Wasserf. Vornort 1	Rüdnis Riegel-Siems				
43	Sportl.	16.30	Rüdnis 1	Mühlentor 1	Rüdnis Riegel-Siems				
38	Sportl.	?	Holstenor 2	Schwartau 1	Buniamshof Schmidt-Lübeck				
57	Sportl.	?	Holstenor 1	Stodelsd. 1	Buniamshof Matthes-Rüdn.				
17. April (Ostertag)									
41	B	14.30	Rüdnis 1	Stodelsd. 1	Rüdnis Plat-Schwartau				
56	Sportl.	15.30	Rüdnis 1	Schwartau 1	Rüdnis Plat-Schwartau				
Sonntag, den 23. April									
46	B	14.30	Schwart. 2	Wasserf. Vornort 1	Schwart. Wasserf. Vornort				
35	C	?	Holstenor 2	Holsten. Jgd.	Buniamshof Weber-Lübeck				
27	Sportl.	?	Holstenor 2	Rüdnis 1	Buniamshof Weber-Lübeck				
Sonntag, den 30. April									
51	B	14.30	Stodelsd. 1	Wasserf. Vornort 1	Stodelsd. Riese-Seeres				
21	Sportl.	16.00	Rüdnis 1	Holstenor 1	Rüdnis Linau-Siems				
Sonntag, den 7. Mai									
14	Sportl.	16.30	Mühlent. 1	Stodelsd. 1	Lohmühle J. Schwichtenberg				
Sonntag, den 14. Mai									
42	Sportl.	16.00	Holstenor 1	Holstenor 2	Lohmühle Weber-Lübeck				
Sonntag, den 21. Mai									
13	Sportl.	16.00	Schwart. 1	Holstenor 1	Schwart. S. Müller-Schwart.				

Bei den Spielen, wo statt der Uhrzeit ein Fragezeichen steht, hat der Plasverein die Pflicht, den Gegner, den Schiedsrichter und die Bezirkseitung rechtzeitig davon in Kenntnis zu setzen, zu welcher Uhrzeit das Spiel stattfindet. Dann sei nochmals an die pünktliche Abfertigung aller Spielermulare an die Bezirksleitung (Gen. Joh. Ebbel, Allee 50) erinnert. Für Schiedsrichterangelegenheiten ist Gen. Joh. Weber, Lübeck, Pelzerstraße 21, zuständig. Weiter ist jeder Verein verpflichtet, über ein ausgeprägtes Spiel am Sonntag in der Zeit von 17-18 Uhr an die Zentrale Lübeck, Prodeßstraße 51, Tel. 27 691, einen Bericht zu senden.

Das Sportlerinnenpiel Nr. 22 Holstenor 2 - Mühlentor 1 ist von Sonntag, den 30. April, auf Sonntag, den 2. April, vorverlegt worden (siehe Plan).

## Schiffsnachrichten

Angekommene Schiffe	
21. März	Dr. A. Johanne, Kapl. Marx, von Rostock, 3 Tsd. - Schw. A. Tor, Kapl. Johanson, von Halmstadt, 3 Tsd. - Dan. A. Maria Christine, Kapl. Tiedemann, von Högens, 7 Tsd. - Schw. D. Halland, Kapl. Fredriksson, von Gothenburg, 6 Tsd. - Schw. A. Gumborg, Kapl. Christensen, von Kolding, 2 Tsd. - Holl. A. Spera, Kapl. Steder, von Bremen, 11 Tsd. - Dr. A. Karie, Kapl. Heilmann, von Aperrade, 6 Tsd. - Dan. A. Fortuna, Kapl. Korinna, von Odense, 1 Tsd. - Dr. A. Alca, Kapl. Schlichte, von Rostock, 2 Tsd. - Dr. D. Alca, Kapl. Koppenburg, von Rostock, 1/2 Tsd.
22. März	Dr. D. Otto Jppen 21, Kapl. Feuer, von Kiel, 1 Tsd. - Schw. D. Ewaner, Kapl. Stenfeldt, von Gothenburg, 1/2 Tsd., 18 Pass. - Dan. A. Anna Dross, Kapl. Hansen, von Odense, 1 Tsd.
23. März	Dr. A. Hendric, Kapl. Karjen, nach Ost, Düniger. - Dan. A. Emmauel, Kapl. Hansen, nach Kopenhagen, Stensals. - Dan. A. Eder, Kapl. Amariella, nach Kopenhagen, Kols. - Dan. A. Rasm, Kapl. Rög, nach

Struer, Sals. - Schw. M. Familiens Sopp, Kapl. Gustafson, nach Velle, Iser. - Dr. A. Willandanda, Kapl. Auls, nach Randers, Weizen. - Dr. D. August, Kapl. Menzel, nach Kibingsberg, Stidkaut.

## Wasserstände der Elbe

Magdeburg, 21. März	
Nimburg	0,12
Brandeb.	0,10
Melmitz	0,23
Leitmeritz	0,20
Mußig	0,52
Preßden	1,02
Torgau	0,82
Wittenberg	—
Rohlan	1,52
Barby	1,72
Magdeburg	1,10
Langermünde	2,31
Wittenberge	2,2e
Dömitz	1,78
Hohnstorf	1,89

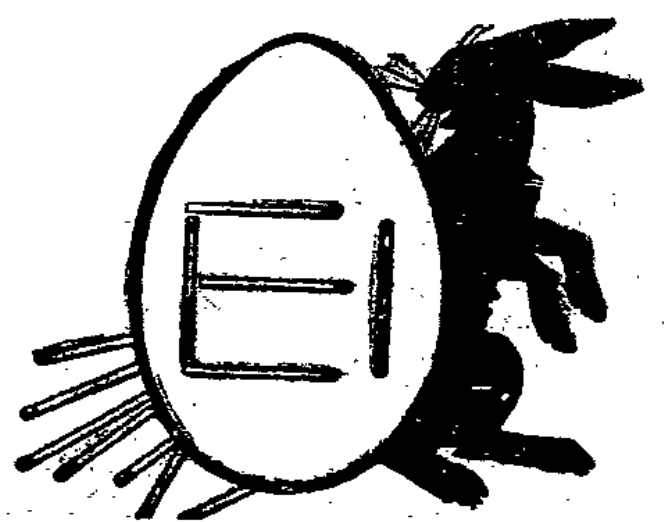
## Marktberichte

Schweinemarkt. Hamburg, 21. März. Markthalle: 5475 Stück. Heute direkt dem Schlachthof zugeführt: 156 Stück. Herkunft: Schleswig-Holstein, Hannover, Mecklenburg. Bezahlt für 50 kg Lebendgewicht: beste Fett-schweine 36 RM., mittelschwere Ware 35-36 1/2 RM., Mittelschwere 35 RM., gute leichte Ware 32-34 RM., leichte Ware 30-32 RM., sehr leichte und geringe Ware 26-28 RM., Sauen 27-32 RM. Handel: schlecht, Markt geräumt.

Rälbermarkt. Hamburg, 21. März. Auftrieb: 1162 Stück. Herkunft: Schleswig-Holstein, Hannover, Mecklenburg. Bezahlt für 50 kg Lebendgewicht: beste Rälber 43-46 RM., mittlere Rälber 36-40 RM., geringe Rälber 30-34 RM., geringste Rälber 15-20 RM. Spitzenkier über Notiz. Handel reg.

Den schleswig-holsteinischen Ferkel- und Jungschweinemärkten vom 13. bis 18. März waren insgesamt zugeführt rund 4850 Stück gegen 5050 Stück in der Vorwoche. Die Gesamtzufuhr hatte sich in der Berichtswche gegen die der Vorwoche um rund 200 Stück vermindert. Der Handel war auf einigen Märkten flau, auf vielen Märkten aber mittelmäßig bzw. gut bei vielfach Räumung der Bestände. Der provinzielle Durchschnittspreis betrug für Ferkel von 4-6 Wochen 10-13 RM., von 6-8 Wochen 14-16 RM., über 8 Wochen 17-20 RM. das Stück. Für Ferkel mit Abstammungsnachweis wurden höhere Preise bezahlt. Nach Lebendgewicht kostete geringere Ware 45-49 Pfg., gute leichte und gute mittelschwere Ware 53 bis 61 Pfg., beste schwere Ware 50-55 Pfg. das Pfund.

## Oster-Streichholzspiel



Lege die sieben (halb unter dem Ei versteckten) Hölzer bog und verdopple das Ei, dann sind es in jeder Beziehung...

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Hermann Bauer für Anzeigen: Otto W. Hoff. Druck: Wulkenweber-Druckverlag G. m. b. H. Sämtlich in Lübeck.

# Auf der Landstraße nach Jehol

## Ein Nachtlager an der Chinesischen Mauer Von Sven Hedin

Gleichzeitig mit den Verhandlungen über die Mandchurienfrage in der außerordentlichen Völkerbunds-Versammlung sind japanische Regimenter in die Provinz Jehol einmarschiert. Die Annexion dieses Gebietes durch Japan hat begonnen. Einen Eindruck von Landschaft und Bevölkerung der Provinz Jehol bekommt man durch die Beschreibung Sven Hedins, der hier seinen Amarsch auf die Palast- und Tempelstadt gleichen Namens schildert, die er im Jahr 1930 erforscht hat.

Die Höhe steigt sich gegen 16 Uhr auf 35,7 Grad. Wir überqueren eine lehmige Ebene zwischen den Ausläufern des Gebirges. Zwei Autobusse mit Reisenden von Jehol ziehen in einer Staubwolke an uns vorüber, die Gleise sind tief ausgefahren. Die Maisfelder leuchten in frischem Grün, da und dort stehen Hauf und Sonnenblumen auf den Feldern. An den Hängen grasen schwarze Ziegen.

Gleich darauf beginnen die engen Schluchten des Gebirges. Die ersten bezwangen wir ohne Hindernisse, aber hinter der Ortschaft Shih-hsia war die Fahrbahn so schmal, daß unser schwerbeladener Wagen sich festklemmte. Wir mußten einige Risten und Balken abladen, um durchzukommen.

Am 19 Uhr hatten wir 115 Kilometer zurückgelegt und erreichten den Ort Tai-no-hien, zu deutsch „Bett des Weißen Flusses“. Hier schlugen wir dicht an der Landstraße auf einem Hof im Freien unser Nachtlager auf. Die Dorfbewohner waren anscheinend nicht ganz sicher, ob wir nicht Vandalen seien. Sie konnten nicht begreifen, daß wir lieber in Zelten schliefen, statt in ihren bescheidenen Hütten Unterkunft zu suchen. Sie hatten schon viele Europäer gesehen, die nach Jehol reisten, aber nie hatten die Fremden in Zelten gehaust, und nie war es ihnen eingefallen, ausgerechnet dieses armselige Dorf zur Übernachtung zu wählen.

Am Abhang eines der Hügel, die im Kreise den Ort umgaben, erhebt sich der Tempel Lao-ye-miao. Die Finsternis sank schon über das Tal, die Scheinwerfer des Wagens leuchteten uns zur späten Mähzeit. Die Einwohner des Ortes standen schweigend um unser Lagerplatz herum und beobachteten aufmerksam unser Treiben, Schwärme von Mücken und Nachtschmetterlingen tanzten im grellen Licht der Lampen.

Die Nacht war kühl, die Sterne schimmerten durch die Nigen der Zeltwände. Ich lag noch lange wach und lauschte den nächtlichen Geräuschen. Kleine Eselkarawanen und knarrende Karrenfuhrwerke zogen auf der Landstraße vorbei, Männerstimmen unterhielten sich über die kleinen Ereignisse des Alltags und über unser blaues mongolisches Zelt mit den weißen Abzeichen, die Glückseligkeit (fu) und langes Leben (shou) bedeuteten.

Die Heimchen zirpten unermüdlich, dann und wann kreischte ein Nachtvogel oder bestie in der Ferne ein Hund. Es sind die ewigen wohlbekannten Laute der Nacht, überall gleich, vom Mittelmeer bis zu den Küsten des Gelben Meeres.

Am nächsten Morgen führte die Straße in ein enges Tal mit spärlichem Baumwuchs. An den Hängen weideten Schafherden. Es geht an einem kleinen Bach entlang. Die Straße besteht hier aus einer unabschließbaren Flucht kleiner Treppentritten und Schwellen im festen Gestein. Der Wagen schaukelt wie ein Schiff bei schwerer See, wir werden erbärmlich hin und her geworfen und versuchen ohne viel Glück, die schwersten Stöße abzufangen. Unsere Gepäckstücke und Benzinbehälter werden an den engen Durchlässen arg mitgenommen, aber die idyllische Schönheit der Landschaft entschädigt uns für Beschwerden und Nerven.

Wo das Tal sich weiter, liegt eine kleine Ortschaft, umgeben von reifen Feldern. Dicht hinter uns folgt ein anderer Wagen, der Führer hupt unablässig. An der nächsten Ausweiche stellt überholt er uns. Der Wagen ist mit einer Abteilung lärmender Soldaten besetzt. Sie hätten es auf den schlechtesten Weg lieber nicht so eilig haben sollen, nach kurzer Zeit fanden wir sie mit einem Achsenbruch an der Straße liegen.

Unter halbverfallenen Steinbrücken sprudeln klare Quellbäche hin. Das Tal weitet sich, alte Wachtürme krönen die Hüben zu beiden Seiten. In einem Hain, wo ein kleines Teehaus zur Rast einladet, haben sich einige Reisende im Schatten eines Strohdachs gelagert.

Auf einer Dorfstraße stehen die Schweine grunzend vor unseren Wagen auseinander. Die Häuser haben hier Giebel-dächer aus Stroh oder Ziegeln. Auf den Decken stehen Hirse und Kaulan-, ebenfalls eine Hirseart und das wichtigste Getreide der Mandchurien. In einer engen Felsenklucht steht ein kleiner Tempel mit Zordurchfahrt quer über die Straße. Jenseits davon geht es in halbbrecherischem Gefälle eine Felsentreppe abwärts.

Der Platz hat den Namen Nan-tien-men oder „südliche Himmelspforte“. Stattliche Maultiere und Esel traben schwer beladend ihren Weges. Schnellschneidende Jungen tragen ihre Ware in zwei Körben, die zu beiden Enden eines Bambusstabs über der Schulter hängen und im Takt der Schritte mitschwingen.

Noch eine kleine Ortschaft durchqueren wir, dann öffnet sich ein breites Flußtal mit Sand- und Grusboden. Der Fluß heißt Chao-ho und ein Nebenfluß des Po-ho. Auf dem Gipfel eines Berges steht eine Festung. Die Fährre ist zu schwach, um den Wagen überzuführen, die Fährleute tragen unser Gepäck über den Fluß. Das Wasser wälzt sich dickflüssig und gelbgrau wie Erbsensuppe durch das Strombett. Der Fluß ist nur 70 Zentimeter tief und etwa 17 Meter breit. Der Wagen rollt in den Fluß, wir bekommen Wasser in den Motor, bleiben mitten in der Furt stecken und werden von der Besatzung der Fährre ans andere Ufer abgehleppt.

Drüben zieht sich die Straße durch eine enge Schlucht zu einem Quertal hinauf. Nach einer Weile erreichen wir Ku-peilou, eine Stadt an der großen Chinesischen Mauer, an der Grenze zwischen Hope und Jehol. Sie ist der berühmte Ausgangspunkt der „Kaiserstraße“, die von hier zum Sommerpalast von Jehol führt. Zu beiden Seiten des Tals windet sich die große Mauer über die Bergkämme hin. Rechts und links oberhalb des Tales stehen die stumpfen Pyramiden der Wachtürme. Die steile Straße führt zwischen grauen Gesteinsmassen zur Stadt hinauf. Oben steht ein Tempel mit zwei in Stein gehauenen Drachen. Die Häuser sind aus Feldsteinen oder schwarz gebrannten Ziegeln erbaut und mit schwarzen Ziegeln bedeckt. Weißblaue Sonnendächer beschatten die offenen Verkaufstände mit ihren hochgehäuften, rötlichen Aprisosen.

Die Stadt hat eine wunderschöne Lage. Die majestätischen Bauten verschmelzen mit den scharfen Umrissen der Felslandschaft zu einer eigenartigen Einheit. Hier wie am Nan-tou-Daß kriecht die Chinesische Mauer wie eine Riesentraube über die Höhen. Sie ist das gewaltigste historische Wahrzeichen, das je irgendein Volk je eigen nannte. „Wan-shi-ang-w'eng“, die 10 000 Li lange Mauer, ist ihr Name. Die Mongolen nennen sie Tjagan-Merim oder „die weiße Mauer“.

Bei Ho-ping-men braust der Fluß dicht zu Füßen der Stadtmauer vorbei. Die militärischen Posten am Stadttor lassen uns ungehindert durchfahren, kein Zollbeamter fragt nach unserm Gepäck. Und doch sind wir hier an der Grenze zwischen China und der Mandchurien, denn die Provinz Jehol ist jetzt dem Gebiet des Marschalls Tchang Hsüeh-kiang, den „drei Provinzen“ (Heilungkiang, Kirin und Mukden) einverleibt.

In dieser Gegend hat die große Mauer einen Eckel aus behauenen Steinen, der Oberbau ist aus dunklen Ziegeln. Das Tor von Ho-ping-men wird nachts geschlossen, weil in dieser Richtung die Verbindung zwischen China und der Mandchurien gesperrt ist.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig, dem Buch „Jehol“ von Sven Hedins entnommen.)

# Versteigerung

Eine Szene aus Adam Scharrers Bauernroman „Kampf um die Erde“

der demnächst im Agis-Verlag in Berlin erscheint. Als der Gerichtsvollzieher und die beiden Gendarmen am Bahnhof ausstiegen und ins Dorf gingen, liefen die Kinder in die Häuser und machten das Dorf mobil. Es war 11 Uhr vormittags. Bis 12 Uhr saßen Gendarmen und Gerichtsvollzieher in der „Krone“ und frühstückten. Um 12 Uhr 30 war die Versteigerung festgesetzt.

Die Straße stand voll Menschen. Der Gerichtsvollzieher hatte einen grauen Spitzbart, einen Kneifer und eine Altknappe. Er ging zwischen den Gendarmen. Beck, der Gemeinbediener, hinkte hinterher. Er unterhielt sich mit einem kleinen Herrn mit rotem, gesundem Gesicht, an den dickfleischigen Fingern lobige Ringe. Zwei andere Männer trugen lange Stiefel und unter der Joppe gestreifte Blusen.

Der Gerichtsvollzieher und ein Gendarm gingen die Stufe hoch und klopfen an die Haustür. Toni öffnete. Der Gerichtsvollzieher reichte Toni ein Schriftstück zur Einsicht hin. Toni zuckte mit den Schultern. Der andere Gendarm und die beiden Männer mit den langen Stiefeln gingen in den Stall und führten die Kuh in den Hof. Der Notgesichtige trat zu den Gendarmen.

Der Gerichtsvollzieher gab noch einmal bekannt, es wird eine Kuh des Herrn Toni rollen versteigert. Er nannte die dazugehörigen Paragrafen und forderte auf der amtlichen Tage von zweihundert Mark ein Angebot. Er sah in schweigende Gesichter. Nur Blechner sagte:

„Is a arg dreckeres Geschäft!“

Die Gendarmen musterten Blechner. Der Gerichtsvollzieher schenkte sich.

Der Notgesichtige befühlte die Weichen der Kuh, fühlte ihren Leib ab, um die Trächtigkeit festzustellen und bot Zweihundert fünfzig.

„Is a arg dreckeres Geschäft!“ sagte Blechner wieder.

„Zum ersten, zum zweiten, zum — — —“

Da sagte Blechner: „Zweihundert zehn!“

Das kam so unerwartet, daß alle Gesichter auf Blechner zusprangen. Er war zwar dafür bekannt, daß sein Denken oft sehr sprunghaft und unberechenbar war, doch keiner wußte ihm eine Schnelligkeit nachzuweisen.

Der Notgesichtige bot Zweihundert fünfzig. Blechner Zweihundert zwanzig. Das Schweigen der Zuschauer wich nun einem bedrohlichen Gemurmel. „Was macht denn Michel?“ fragte der Japf.

Blechner bot weiter. Bei Zweihundert fünfzig zögerte der Notgesichtige.

Blechner bot Zweihundert sechs.

Kathe drängte sich von hinten durch und riß Michel am Rock. „Zum dritten und letztenmal!“ sagte da der Gerichtsvollzieher.

Der dienstfertige Beck hatte eine alte Tür auf den Sägebod abgelegt, damit der Gerichtsvollzieher Mappe und Schreibmaterial ablegen konnte. Blechner zählte auf diesen provisorischen Amtstisch zweihundert sechs Mark. „Der ist gewiß total närrisch worden!“ sagte Käthl. — „Wo hat er denn überhaupt soviel Geld her?“ fragte sie dann in sich hinein.

„Der Spaß kann Ihnen teuer zu stehen kommen, Herr Blechner. Was erlauben Sie sich eigentlich?“ Der Kneifer zitterte auf der Nase der staatlichen Gewalt.

„Spaß? Wieso Spaß?“

Der Gerichtsvollzieher wurde noch zorniger. „Also vorsätzlicher Betrug! Wertvolles Eingeständnis!“

Die Gendarmen besahen nun ebenfalls die Scheine. Einer lächelte, der andere schüttelte ärgerlich seinen behelmten Kopf. Blechner antwortete:

„Das Geld ist mir im Jahr dreiundzwanzig auszahlt worden von der Bank. So doch a mei Vieh dragebn, und da ho i halt denkt, i ka mir wieder a Kuh dafür kaufn.“

Blechner steckte seine Inflationscheine mit tobenem Gesicht wieder in seine Brieftasche.

Der Gendarm gab nun bekannt, die Versteigerung muß noch einmal vorgenommen werden, und er warnte vor jedem nicht ernstgemeinten Angebot.

knittert ausfallen und an denen rostige Blechspalten hingen, mit großem Vergnügen betrachtete, während andere, die ernstlich neuer und wohl konditionierter waren, ihm Unwillen und Verdruß einzusüßen schienen. Dennoch guckte er öfter in sie hinein, schritt an seinen Wandkalender heran, sagte hm, hm, und warf sie zur Seite und griff wieder zu den alten wurmstichigen Tröstern. Tante Agathe saß auf der Ottomane und studierte in einem Andachtsbuch und spielte eine höchst feierlich, vornehm und wißbegierig und geheimnisvoll aussehende Figur. Einem christlichen Künzler hätte sie ein passendes Modell zu einer Königin von Saba abgegeben.

„Schwester, Agathe!“ sagte der Burgherr jetzt und trat an sie heran, „weißt Du was? Ich habe heute morgen einen merkwürdigen, wichtigen Fund getan.“

„Störe mich nicht!“ sagte das Fräulein.

„Ich habe ein wichtiges, seltenes Familien-Dokument gefunden“, fuhr Hans fort, „ich meine, es ist ein Dokument aus der allerältesten wendischen Zeit, aus der Feuerstein-Periode. Es lag im alten Archiv hinter einem Bücherhort. — Nun, so laß doch Dein verdammtes Lesen und guck einmal her!“

Wenn Dir selber auch an dem Heil Deiner Seele nichts liegt“, sagte das Fräulein, indem sie jedes Wort stark betonte und die Seiten ihres Buches auseinander bog, „so sollst Du doch wenigstens nicht die Andacht Deiner einzigen Schwester stören und beeinträchtigen. Was kümmerst mich Deine alten Dokumente und Akten? Ich bemerke nichts Erprechtliches darin für Geist und Herz. Es würde auch Dir besser sein, Hans, wenn Du Dich einmal um Dein Seelenheil müßigst, wenn Du zum Beispiel statt dessen diese vorzeffliche Abhandlung des Doktors Mud über die Geschwisterliebe liest. Und nun bitte ich Dich anständig, mich nicht fern zu stören.“

„Nun, wie es Dir gefällt“, sagte ärgerlich der Bruder, „lies meinnetwegen in Deinen frommen Scharteken, bis Du pomeranzfarbig wirst, und man Dir die Gottseligkeit auf 100 Schritt antreibt.“

„Gott bewahre!“ sagte das Fräulein.

„Du und der Eugen“, fuhr der Burgherr fort, „seid von einem und demselben Holz. In Euch ist kein Tropfen vom echten Familienblut. Der Schlingel! sagte er mir nicht gerade ins Gesicht, daß die Patrimonialgerichtsbarkeit ein Unwesen sei? Das sieht jetzt sauber hier bei uns aus!“

„Das tut's!“ sagte das Fräulein und klappte ihr Buch zu. „Ja, das tut's! Ich finde mich auch in allen billigen

Erwartungen, bezüglich unseres Neffen, gewaltig betrogen. Aber, worin hat das seinen Grund? An der schlechten Erziehung liegt's, die er genossen hat. Hätte ich ihn erzogen, dann wäre er anders geworden. Ich weiß auch nicht, was der selige Bruder Joachim gedacht hat!“

„Joachim hieß er“, brummte der Burgherr.

„Joachim, sagte ich ihm einst, Joachim, es ist ein gemeines Sprichwort: hinterm Berge wohnen auch Leute. Nein, nur noch in Mecklenburg findet man jetzt die wirkliche deutsche Noblesse, nur dort findet sich echt adelige Gesinnung, nur dort part sich Schönheit mit feiner Tournüre und Frömmigkeit zu einem herrlichen Ganzen. — Ich finde, unser Neffe hat gar keinen Anstand, gar kein Fassen, gar keine Grace und die ersten Rudimente höherer gesellschaftlicher Bildung scheinen ihm zu mangeln. Ich hat ihn heute, dem Domestik mit der silbernen Schelle zu klingeln. Und denke Dir, er stellte sie nach dem Gebrauche vor das Fenster des Korridors, obchon doch jedes Kind weiß, daß eine silberne Schelle nicht dorthin, sondern ins Zimmer gehört. Die Tasse nimmt er in die rechte Hand und den Kaffeelöffel in die linke. Und heute morgen fragte er mich sogar, ob ich oder der selige Bruder älter gemessen!“

„Nun Du bist ja auch die Ältere!“

„Ich wüßte nicht, daß meine Jahre je jemanden zur Last gefallen wären“, erwiderte die Tante mit gerötetem Antlitz.

„Die Patrimonialgerichtsbarkeit ein Unwesen!“ sagte der Burgherr.

„Und nicht einmal sein Französisch ist korrekt und elegant“, fuhr Fräulein Agathe fort. „Sollte er eine Charge bei Hofe annehmen, so würden Serenissima und die Frau Oberhofmeisterin die Hände über dem Kopf zusammen schlagen. — Da zeigen sich einmal recht wieder die bösen Folgen davon, daß meine wohlgemeinten Ratschläge verachtet worden sind!“

„Eine Hofcharge?“ rief Herr von Blümeran, „das wolle Gott nicht, daß er auf solche Narrenspößen und Torheiten verfällt. Ein Blümeran darf niemandem bedienet sein, und vor niemandem schamwenzeln. Wir sind so adelig, wie der Kaiser und gings nach Recht und Würden, so hätten wir den Portrit vor fast allen Prinzen. Nenne mir ein Geschlecht so alt und so adelig wie das unserige? Hast Du vergessen, was der Großvater dem König von Preußen sagte, als der ihn grafen wollte? Majestät, sagte er, lieber ein Herr von Blümeran als ein preukischer Graf! — Das war

Dir ein Wort. Sind doch diese Hohenzollern nur glückliche Parvenüs.“

„Ich begreife gar nicht“, fuhr die Tante fort, „was den seligen Bruder auch dazu verleitet hat, dem Knaben einen solchen romanischen und plebejischen Namen zu geben. Eugen? Ist mir doch immer, wenn ich den Namen ausspreche, als tönte mir der Singang vom Prinzen Eugeniu, dem edlen Ritter, in die Ohren. Haben wir doch für wahr keinen Mangel an wohlklingenden und bedeutamen Familiennamen in unserm Hause! Beshab ist er nicht Adam genannt worden, wie sein Großvater hieß, oder Jörg, wie der selige Oberhofmarschall?“

„Oder Claus, oder Ulrich, oder Sneuteplof“, sagte der Burgherr.

„Bestere Namen würde ich nun eben auch nicht gewählt haben“, meinte das Fräulein.

„Was? Warum nicht?“

„Sie klingen wirklich zu sehr nach dem Moder der alten Zeit.“

„Es sind unsere Hauptnamen und die Besten unseres Hauses hießen so, und es gibt nichts zu modern oder zu mittlern an ihnen“, entgegnete ärgerlich der Bruder.

„Hätte ich zu bestimmen gehabt“, fuhr das Fräulein fort, „so hätte ich ihn Heinrich genannt. Heinrich, wie sein Velttervater, der Feldmarschall, hieß.“

„Heinrich kommt als Name bei uns gar nicht vor“, erwiderte Herr von Blümeran. Der Feldmarschall hieß Heino. Hinrichs sind bei den Bülowen und Plessens Mode; bei uns und den Behrs die Heinos.“

„Heino in die Sprache der Jetztzeit übersezt, ist Heinrich“, entgegnete die Tante, „und ich will einen jeden urteilen lassen, was mehr Wohlklang hat. Heinrich bedeutet reich an Erbgut und Adel. — Heinrich! — es schmilzt und säuselt förmlich auf der Zunge!“

„Heinrich von Blümeran würde nicht besser klingen, als Graf von Kagenellenbogen“, brummte der Burgherr und guckte auf seinen Kalender.

„Die ersten Rudimente seiner gesellschaftlichen Bildung sind vernachlässigt“, sagte die Tante noch mehrmals für sich und bekräftigte jedes Wort mit einer Kopfwackelung, „die ersten Rudimente!“

(Fortsetzung folgt.)

# Stowaway

Von Heinz Piepmann

Die Nacht ist schwarz, und die kleinen Wellen schlagen an die Kaimauern. Drüben laden Negler die ganze Nacht hindurch Ananas von einem Portugiesen und singen leise und schwermütig. Drei und schwer liegt der Schatten des großen Dampfers „Bürgermeister Tobler“ quer im Strom; er hat sein Toppluch auf und eines für die Wache. Morgen gehen sie nach Newyork; die an Bord schlafen in dieser Nacht, denen ist das Herz schwer.

Bei Vater Jensen in der Erichstraße feiert der junge Chauffeur Karl Abschied; die letzten achtzig Pfennig bekommt Vater Jensen, und der gibt noch einen Kummel drauf.

Karl geht fort.  
„Hä will als Stowaway.“ sagt Vater Jensen und sieht ihm einen Augenblick nach. „Schade, is noch so'n litten Kirt!“

„Was ist das Stowaway?“ fragt eine Dame in einem grünen Kleid, die mit zwei Kavaliere St. Pauli beschäftigt.  
„Blind's Passafischer!“

\*

Karl streicht allein zum Hafen hinunter; es ist sehr dunkel. Vor ihm liegt drüben im Strom „Bürgermeister Tobler“, hinter ihm droht mit hellen Fenstern die Davidswache, und überall sind Sips. Da ist der dunkle Schatten des Dampfers. Von irgendwo fangen die Negler, die Ananas verladen. Das Wasser schlägt an die Kaimauern. Der Junge heult ein bisschen.

Am andern Morgen fährt er mit dem Sollenführer hinüber und sucht sich in Ruhe ein Versteck. Das fällt nicht weiter auf; denn vor der Abreise wimmelt ein Steamer für große Fahrt von Hafenarbeitern, Inspektoren und Besuch für die Mannschaft. Er steigt, als es gegen Mittag und Nachmittag zur Abfahrt geht, in einen der Windfänge. Ein paar Zitronen und ein wenig Schokolade von Vater Jensen verstaubt er neben sich.

Er steht auf einem Gitter im engen gelben Rohr. Die Öffnung geht nach Steuerbord, da muß Blankese vorbeikommen.

„Adjö Europa und Vater Jensen und noch allerlei —“

Draußen läuft man, schreit, Ketten rasseln, eine Glocke bimmelt dünn in die roßigen Abendwölken, eilig trampeln Schritte vorüber, schwere, leichte, das Schiff beginnt leise zu zittern.

Karl blickt nach unten und sieht, daß sein Windfang zum Kesselraum führt. Die von unten können ihn nicht sehen, weil er im Dunkeln steht; er aber sieht unten die Schatten von Menschen im glühenden Schein der Feuer.

Als er erwacht läuft die Maschine volle Kraft. Blankese ist lange vorbei, das Herz ist ihm schwer. Und es ist ein trüber Morgen; weit und breit nur Wasser und Nebel und nichts als graues schmutziges Wasser. Alle Knochen tun ihm weh. Mühsam kriecht er aus dem Loch. Es schlägt vier Glas, sechs Uhr; kein Mensch ist auf den Decks, nur oben auf der Brücke ist der Schritt des wachhabenden Offiziers, der ab und zu ein halblautes Wort mit dem Jungen am Ruder spricht.

Karl huscht hinüber zur Achterluke, steigt in die Laderäume, die ein furchtbares Labyrinth, drei Hausstock hoch, durch die Länge des Schiffs bis auf die Vorkammer laufen. Da sind Falltüren, Luken, Mechanismen. Es ist stockdunkel; denn keiner hat hier unten während der Fahrt etwas zu suchen. Die Räume sind leer, er nimmt des Steamers erst drüben Ladung; das wird eine tolle-

Fahrt, denkt Karl, jetzt im März über den Nordatlantik mit dreitausend Tonnen.

Da hoct er in einer dunklen Ecke, schlafend, träumend, fiebernd, tagelang, und das ist daselbe wie nächtelang oder wie in einem Sarg; denn um ihn wogt es von viel Leben, aber er liegt still und dunkel. Er hatte es sich doch leichter gedacht —

Eines Nachts steigt er heraus und schleicht in seine Windluke, die leise knarrt. Leichter Regen fällt in sein Gesicht. Die Nacht ist ganz schwarz, und es gibt Wind, der faust um den Mast. Da hinten das Feuer muß Lizard sein, Kanalausgang; in regelmäßigen Abständen überdeckt es die See. Das Schiff stampft verloren durch das weite Dunkelmeer, fällt mit dem Bug in Wellentäler und -berge. Am das Licht hoch oben im Vortopp ist ein dunkler Schatten, wie die Flügel eines Vogels, oder eine trauernde Seele vielleicht.

So geht die Nacht hin. Es regnet stärker, endlich aber ist ein heller Streifen im Luv, und Lizard ist vorbei, nun ist See und nichts als See.

Am Morgen werden alle Zugänge zu den Laderäumen dicht gemacht; Karl verflucht ein bisschen zu beten, flüsternd, still. Was weißt eine so laut plärrende Landratte davon, wie verlassen die See wird und so ein Stowaway ganz verloren; verenden wie ein Kaninchen hätte er können, wenn er nun noch im Laderaum unten wäre, denn die Laderäume werden ausgeschwefelt, und da hätte er schreien können, da hätte ihn keiner gehört.

Nur die Kohlenbunker bleiben jetzt übrig, die riesigen haushohen Gebirge im Bauch des Schiffes. In der nächsten Nacht kriecht er nach unten.

Mühsam tastet er sich in die steinernen Berge endlose Strecken entlang, beginnt sich einen Weg zu bahnen. Im zweiten Bunker reichen die Kohlen bis unter die Decke und füllen den Nieserraum aus. Ganz umhüllt von Dunkelheit wählt er sich einen Weg, schaufelt mit Armen und Beinen, die schon bluten, Stunden wie Jahre, vor sich einen Gang, den er hinter sich wieder verschüttet. Alles oder gar nichts! Jeden Tag kriecht das Schiff einen Waggon Kohle, er muß tief hinein in diese Berge, damit man ihn nicht findet.

Er hoct nun in einem Loch, vielleicht anderthalb Kubikmeter groß, oben begrenzt von hartem Holz, von allen Seiten sind Kohlen, spise harte Steine. Er hustet, denn der Kohlenstaub beißt in die Lungen; dagegen aber ist eine Zitrone gut, er saugt ein wenig, die bittere Frucht hilft.

Das Lager ist ja so weich! Alles von der lauten Welt ist fern, es gibt gar nichts, was nicht fern wäre. Wie schön ist es zu träumen, oder zu schlafen und nicht ein blutendes Gesicht zu sehen, vor dem man fliehen muß. Das blutende Gesicht eines Mannes, den er — er weiß noch nicht wie — überfahren hat. Er ist Chauffeur einer Mietautobrosche. Die Straßen liegen neblig und voll Regen, spiegelglatt, man fährt zum Bahnhof des Abends, man ist müde, da — der Wagen strebt, kreischt schrill, knirscht —. Vor den Pneumatiks liegt ein bleiches, blutiges und regloses Gesicht — er ist gelaufen und gelaufen, voll Entsetzen und voll Grauen. Zu Hause wartet ein kleines, blaßes Mädchen, das er bald heiraten will.

\*

Einmal erwacht Karl. Da sind seine Wangen naß von un-

bekanntem Tränen; er weiß gar nicht, daß er geträumt oder geschlafen hat.  
Dann erwacht er wieder. Er ist blind, fühlt er. — Um ihn tobt es. Höflich hört er das Meer und fühlt es in allen Knochen. Er erfährt es mit Inbrunst, wie es brüllt, und nun — nun beginnt das Schiff zu rollen — — mein Gott, daran hat er nicht gedacht!

Das ist das Ende!  
Das Schiff rollt seitwärts von Steuerbord nach Backbord und umgekehrt in heftigen Stößen. Das Schiff rollt, er fällt auf die Knie; die Kohlen rollen mit!

Schon wanken die Gebirge um ihn. Er schreit, wahnfinnig vor Angst, schreit, schreit. Leise rieselt ein Bächlein Kohlen von den Wänden, die er um sich gestapelt hat. Die Wände werden brechen — — bei diesem Stoß? Beim nächsten? Werden ihn mein Gott! Hilfe! Hilfe! Er schreit auf den Knien mit gerungenen Händen, Tränen überfluten sein Gesicht. Das Schiff schwankt, ein Stoß und — die Kohlen rollen, rasseln, knirschen, wanken und schütten sich über seine Hände, seinen Leib, seine Beine, sein Gesicht, reifen ihn nieder. Schon fühlt er, wie alles vergeht, die Sinne schwinden, er betet, schreit verzweifelte und unausgesprochene Schreie, stöhnt, ringt noch nach Luft, doch nur Kohlenstaub füllt seine Lungen immer mehr, und die Lungen brennen wie von Feuer, wenn er atmet, wenn — —

Das Schiff wälzt sich schwer durch die Dünung, es stampft und rollt. Die Leute arbeiten hart, das Toppluch schwankt, der Knabe unten liegt ganz still. Die Kohlen rutschen und rollen leise, leise pfeifend über sein Gesicht und bleiben liegen. Der Gesicht pfeift über die Masten, Spritzer wie Peitschenhiebe schlagen den Leuten ins Gesicht, ein Boot ist schon losgerissen.

\*

Zwei Trimmer fanden den jungen Chauffeur, als man acht Tage auf See war. Es lag noch immer hohe See und in der Kombüse rutschten die Köpfe hin und her. Der Kapitän war betrunken, die Heizer banden sich mit Draht fest.

Zwei Trimmer meldeten dem Kapitän: „Ein Skelett von einem Kerl, ohnmächtig, Quetschungen und Blutungen an ganzen Körper und in Fugen von Kleidern — eine Zitrone in den Mund geklemmt, die wir nicht rauskriegen können — —“

Abends beim Skat und Glühwein fragte der Kapitän den dritten Offizier, der einen Arztkursus mitgemacht hatte: „Wie alt ist der Kerl eigentlich?“

Der Dritte antwortete: „Es ist, glaube ich, ein älterer Mann.“

Zehn Tage später war man in Newyork. Dort erfuhr Karl, daß der Mann, den er überfahren hatte, nur leichte Hautabschürfungen davongetragen hätte. Die Schuldfrage wäre geklärt: der Überfahrene war an dem Unfall schuld.

\*

„Und diese ganze verrückte Geschichte ist passiert laut Logbuch von Käppen Kerig, Dampfer „Bürgermeister Tobler“, unterschrieben neunter Mai. — Verrückt was?“ grinte Vater Jensen in der Erichstraße. „Man sieht doch noch, ob man wen totgefahren hat, nicht? Noch einen Kummel, die Herrschaften?“

„Aberigens, das ist mein Junge,“ sagte er, „der Karl!“

In der dunklen Ecke stand einer auf und ging raus.

„Das ist er,“ sagte Vater Jensen, in der Erichstraße in St. Pauli. „Romisch, jetzt hat er das Saufen angefangen — —“

**Familien-Anzeigen**

Allen Verwandten und Bekannten für die vielen Glückwünsche und Geschenke zu unserer **silbernen Hochzeit** unseren herzlichsten Dank.

**Heinr. Schumann u. Frau**  
Erna geb. Bohnhoff

Heute entschlief sanft meine liebe gute Frau, unsere gute Mutter, Schwieger- u. Großmutter, Schwester, Schwägerin und Tante

**Elise Petersen**  
geb. Reder  
im 69. Lebensjahre.  
In tiefer Trauer im Namen aller Hinterbliebenen  
**Heinrich Petersen**  
Lübeck, den 20. März 1933  
Dornestraße 41, II  
Beerdigung am Sonnabend, dem 25. März, nachmittags 3 Uhr, von der Kapelle Vorwerk.  
Beileidsbesuche dankend verboten

**Stellengesuche**  
Frau sucht sofort Stellung in kl. frauenlosen Haushalt. Ang. n. 6 181 an d. Exp. 1251

**Mietgesuche**  
2 leere Zimmer, für Büroräume geeignet, geucht. Angeb. mit Preisangabe n. 6 182 an d. Exp. d. Bl. 1251

**Verkaufe**  
Guterh. Kinderwagen u. Laufgitter zu verl. Hansjahr. 150, L. 115, 1252

**Verkaufe**  
Ein weißes guterh. **Schlafzimmer** billig zu verkaufen. **Friedenstraße 21**

**Was Sie wissen müssen!**

**Neu eingeführt:**

Röstkaffee . . . . . 50-gr-Bentel	26
Vollmilchschokolade . . . Tafel 100 gr	20
Vollmilchschokolade . mit Nüssen 50 gr	10
Taschenlampen-Batterien . . . Stück	20
Taschenlampen-Stab-Batterien Stück	10
Linsen . . . . . 22	16
Salzheringe ca. 1/2 Z schwer . . . . . Stück	8

**Im Warenhaus 2. Stock**

**Möbel-Abteilung**  
Große Auswahl! Niedrige Preise!  
Verkauf nur an Mitglieder!

**KONSUMVEREIN**  
für Lübeck und Umgegend e. G. m. b. H.

**Buchen-Brennholz billiger!**  
Verkauf nach Gewicht!  
**3tr. RM. 1.35**  
frei Haus  
**Bärsienfabrik, Meisl. Allee 37/41**  
Fernsprecher 23 739.

**Für 2 RM. nur ganz auf neu**  
reingt und bügelt **Hut** mit neu Band Ihren alten **Hut** und Leder!!  
**Hut-Ziehe** Wahn-154 straße 11

**Erste Hilfe im Kampf ums Recht**

bedeutet dem Gesetzeslaien das neue **Rechtshandbuch** von Thurnheim-Werner Preis in Ganzleinen **5 80**  
Unentbehrlich für jeden Laien und Praktiker.

**Vorzüge dieses Werkes:**

1. Sehr übersichtlich! Sechs verschiedene farbige Papiere machen das Suchen im Register überflüssig.
2. Anordnung nicht nach einzelnen Gesetzen, sondern nach Gebieten. Der Abschnitt „Kündigungsrecht“ behandelt z. B. alle einschlägigen Bestimmungen aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch, dem Handelsgesetzbuch aus der Gewerbeordnung, dem Betriebsrätegesetz, Schwerbeschäftigtengesetz und dem Kündigungsschutz für ältere Angestellte in übersichtlicher Zusammenstellung.
3. Berücksichtigt sind nicht wie in anderen Handbüchern nur B.H.B. und Z.P.O., sondern auch alle anderen zivilrechtlichen Gesetze und Verordnungen.

**Bestellungen sofort an die Wullenwever-Buchhandlung**

**Rundfunkhörer**  
Kauft und bestellt nur den **Volksfunk**

die illustrierte Wochenschrift des Arbeiterfahrbundes mit Versicherung

**Einzel 25 Monatl. 96**

Bestellungen bei allen Zeitungsträgern u. in der **Wullenwever-Buchhandlung**

**300 Ringe** am Lager  
33s v. 4 M. 585 v. 8 Man  
Gravierung gratis  
**Bestecke**  
800 Silb. Eßlöffel 4.-  
90 gest. Eßlöffel 1.50  
Taschenuhren . . 2.50  
Garantie-Wecker 2.50

**H. Schultz,**  
ob. Fleischhauerstr. 12

**Eintrittsblocks Garderobenblocks Fahrradblocks Tanzkontrolle Bonbücher**  
in der **Wullenwever-Buchhandlung**

**Fabrikarbeiter-Verband**  
Die in Nr. 54 angezeigte **Mitglieder-Versammlung** findet am Dienstag, um 7.30 Uhr, im Arbeiter-sportheim statt.

**Stadttheater**  
Mittwoch von 20 bis 11. 22 Uhr:  
Robinson soll nicht sterben  
Schausp. v. Forster  
Donnerstag von 20 bis 23.30 Uhr:  
Die Jekuspringsin  
Operette v. Kallman  
Freitag von 20 bis 23.45 Uhr:  
Othello.  
Oper v. Verdi.  
(Neuinszenierung)  
Sonnabend von 20 bis 22.10 Uhr:  
Komödie der Irrungen  
Lustspiel 1557